



Der Deutsche im Osten

Monatschrift für Kultur, Politik und Unterhaltung

Jahrgang 1

Januar 1939

Heft 11

Danzigs Rückkehr zu Preußen am 2. Januar 1814

Die Erlösung aus Ohnmacht und Verelendung vor 125 Jahren

„Danzig, den 2. Januar 1814.

Ev. Excellenzen verfehle ich nicht ganz gehorsamst anzuzeigen, daß heute der Ausmarsch der Danziger franz. Garnison erfolgt ist. Ich mußte auf Befehl Sr. Königl. Hoheit des Herrn Herzogs (Alexander von Württemberg) schon gestern hierher. Es fand bei der Garnison die größte Ordnung und Ruhe statt. General Rapp führte die Truppen selbst Sr. Königl. Hoheit vorbei, worauf letztere die Gewehre zusammensetzten und nach Rußland zu abmarschierten.

Durchaus ward Nichts entzwei geschlagen oder sonst ein Exceß begangen. Eine Deputation des Magistrats empfing Se. Königl. Hoheit am äußersten Thor, das Volk blieb bis zum langen Märkte in einem Hurrah rufen, dort ließen Se. Königl. Hoheit die preuß. und ruß. Truppen vorbeimarschieren. Eine Fahne mit dem preuß. Adler wehte von der Börse. Die inneren Wachen waren mit dem Militair der Stadt Danzig besetzt.

gez. Schrötter.“

Soweit der amtliche Bericht, den der Chefpräsident der Regierung in Marienwerder Frhr. v. Schrötter über Danzigs Befreiung an das Königsberger Militairgouvernement erstattete. Die nüchterne, militärisch-knappe Sprache des bewußt nur die jüngsten Haupttatsachen skizzierenden Berichts läßt nichts davon ahnen, daß der 2. Januar 1814 für Danzig das Ende einer Leidenszeit bedeutete, die in ihren furchtbaren Ausmaßen und verheerenden Folgen fast an den einst das alte Deutsche Reich durchwütenden 30jährigen Krieg gemahnt.

Schweigend, von der Welt beinahe unbeachtet, wie die sich abgepielt hatte, schien die Tragödie der ersten Freistaatszeit Danzigs zu enden. Vergeblich sucht man in der verhältnismäßig hochentwickel-

ten zeitgenössischen Presse nach ausführlicheren Nachrichten über die tatsächlichen Geschehnisse und wirklichen Zustände in Danzig. Die französischen Zeitungen vom Schlage des „Moniteur“ versuchten bis zuletzt, die Welt von Danzigs militärischer Unnahbarkeit und „glänzender Lage“ zu überzeugen. Das einzige Blatt der „Freien Stadt“ war längst vergewaltigt und zum Organ des amtlichen Lügenpropagandaapparates Rapps gemacht worden. Aber auch im preussischen Blätterwald schien sich nichts für Danzig regen zu wollen, und erst von der zweiten Januarwoche 1814 an begannen die Berliner Zeitungen ihre Leser mit der leidvollen Vergangenheit und äußerst drückenden Notlage Danzigs bekannt zu machen. An dieser scheinbaren Teilnahmslosigkeit der preussischen Öffentlichkeit waren indessen die Verhältnisse schuld: Vor dem März 1813 war die offene Erörterung des Themas Danzig unmöglich, wollte man nicht mutwillig Napoleon herausfordern und das große Werk der Erhebung gefährden. Später aber stand der heilige Volkskrieg Preußens gegen den Korsen, stand das große Geschehen der Befreiungskämpfe derart im Vordergrund aller Gedanken, Überlegungen und Wünsche, daß der Opfergang der völlig abgeschnittenen altdeutschen Ostseestadt sich fast im Verborgenen vollzog.

„So unglücklich war Danzig noch nie als in den sieben Jahren von 1807 bis 1814“, schreibt der alte Danziger Pfarrer und Geschichtsprofessor A. F. Blech in seiner — man darf sagen — klassischen „Geschichte der siebenjährigen Leiden Danzigs“ (1815). „Wenn es gleich sonst eine gemeinsame Erfahrung ist, daß der eigene, oft kleinere Schmerz für größer gehalten wird als jeder andere von Fremden geklagte, so läßt es sich doch wohl

dieses Mal behaupten, daß, vielleicht eine unglückliche Schwesterstadt (Hamburg) ausgenommen, die Stadt Danzig in diesen Drangsalen der Zeit mehr gelitten habe wie die übrigen noch so hart bedrängten Plätze Europas, und daß wenn auch z. B. die unter den Fußstapfen der Völkerschichten zermalnten Ebenen Sachsens einen gräßlichen Anblick gewähren, doch die gänzliche Zernichtung dieses Ortes durch Feuer und Schwert, noch mehr durch Aushungerung und Ausplünderung unter Hohn und Verachtung von Außen und Innen ein noch größeres Leiden ist. — Ich mache auf den traurigen Vorzug Anspruch, Dinge zu erzählen, wie hoffentlich Schriftsteller nach Jahrhunderten dergleichen nicht als ihre Zeitgeschichte werden erzählen können. Und wenn auch die Furie des Kriegs nicht auf immer gefesselt seyn sollte, wenn auch selbst in irgend einem vom Verhängnis Preis gegebenen Erdstrich die Tyrannen ihre Geißel schwingen sollte, so werden nimmer ihre Verheerungen und Unterdrückungen so allgemein werden. Ja, wenn selbst das Bollwerk der Quarantaine durchbrechend, die Pest wie der schwarze Tod des Mittelalters wieder durch ganz Europa ziehen sollte, so würde sie eine beträchtliche Anzahl von Menschen tödten, viele Familien in Trauer versetzen, eine Menge Verlegenheiten und Zerrüttungen hervorbringen; aber so die Geschlechter dahinstürzend, so allen Wohlstand dahinstürzend, so das Edelste im Menschen, Freiheit, Ehre und Tugend vergiftend und vernichtend, würde sie nimmer wieder werden können, als es das Abel unserer Zeit war.“

Diese Worte aus der berufenen Feder eines Augenzeugen wird der heutige Leser nur richtig zu würdigen wissen, wenn er die noch aus der empfindsamen, wortseligen Werther-Zeit stammende Ausdrucksweise des Verfassers berücksichtigt und die weltumwälzenden Geschehnisse der letzten zweieinhalb Jahrzehnte einmal außer Acht läßt. Darin hat der Geschichtsschreiber jedenfalls recht behalten, daß Danzig bisher noch niemals vom Unglück so tief gebeugt worden ist wie in jenem Abschnitt seiner reichen und wechselvollen Geschichte.

Schwer genug gewesen war gewiß auch die letzte Zeit vor dem Aufgehen Danzigs

in Preußen (1793). Der Stadtstaat war damals ein dem völligen Zusammenbruch rapide zustuerndes, überständiges staatliches Gebilde geworden, das sein Dasein schließlich im Grunde nur noch der Mißgunst seiner miteinander rivalisierenden Nachbargroßmächte verdankte. So wurde der Anschluß an den durch Volkstum, Kultur und Sprache Danzig von je aufs engste verbundenen preußischen Großstaat von den Danzigern, so schwer auch manche Kreise der herrschendwohnten Oberschicht der Abschied von der ebeneden so glorreichen Eigenstaatlichkeit ankommen mochte, als die Erlösung aus einer immer fühlbarer werdenden Ohnmacht und Verelendung empfunden. Mit energischer, doch Altüberkommenes verständnisvoll schonender Hand wußte die preußische Regierung das auf eine 340jährige Selbständigkeit zurückblickende, ehrwürdige Gemeinwesen zur preußischen Stadt umzubilden. Nach dem Fall der unerträglich einschüttelnden Zollschranken nahmen Handel und Gewerbe alsbald einen ungeahnten Aufschwung. Das Gefühl sicherer Geborgenheit und beglückender Zufriedenheit war in Danzig wieder zu Hause, selbst die unentwegten Anhänger der einstigen Stadtrepublikherrlichkeit versöhnten sich mit dem preußischen Adler, und das heranwachsende Geschlecht dachte und empfand nur noch preußisch. „Danzig war unter dem milden Szepter Preußens wieder glücklich geworden. Die schon hingeworfene Stadt erhob sich wieder, wie in ein frisches Erdreich verpflanzt“ (Blech).

Um so schwerer traf unsere eben erst von schleichender Krise glücklich genesene Stadt der Zusammenbruch Preußens. Fünf Monate nach der Katastrophe von Jena und Auerstädt (14. Oktober 1806) erschien der Marschall Lefebvre an der Spitze der Napoleonischen Truppen, deren Zahl schließlich auf nahezu 30 000 Mann stieg, vor Danzig, und es begann eine zwar nur dreimonatige, aber schwere Belagerung. Die Bürgerschaft bewies bei dieser Feuerprobe ihre unerschütterliche Treue zu Preußen und höchsten Opfermut und verdiente voll und ganz des wortfargen Königs Friedrich Wilhelms III. Lob: „Seine Königliche Majestät haben aus mehreren Berichten des Gouvernements zu Danzig mit lebhaftem Wohlgefallen er-

sehen, wie sehr die gute und treue Bürgerschaft daselbst sich beeifert, ihren Patriotismus auf eine thätige Weise bei jeder Gelegenheit zu Tage zu legen. Es gereicht dies Allerhöchst Ihnen zur angenehmsten Genugthuung, um so mehr, als sich die gute Bürgerschaft, ob sie gleich erst später mit Allerhöchst Ihren Staaten vereinigt worden ist, vor den Einwohnern so vieler älteren Städte des Staates so sehr zu ihrem Vortheil auszeichnet."

Die mit der unausbleiblichen Kapitulation am 24. Mai 1807 endende Belagerung war indessen nur „die erste erschütternde Begebenheit, womit das Drama seine Verwickelung begann“. Kaum hatten die fremden Befehlshaber von ihrer Beute Besitz ergriffen, als sie Danzig aufs schamloseste ihre Macht und Herrengelüste fühlen ließen: Danzig ward eine Kontribution in der ungeheuerlichen Höhe von 20. Millionen Francs, dazu die sofortige Zahlung eines „Ehregeschenks“ an den zum „Herzog von Danzig“ erhobenen Marschall Lefebvre auferlegt, und schon in den ersten Wochen nach dem Einzug der Franzosen wurden Getreide und Lebensmittel in einem das Erträgliche fast übersteigenden Maße von der angeblich „überreichen Handelsstadt“ für die Besatzungstruppen beigegeben. Das war der Anfang eines mit brutalster Planmäßigkeit sieben Jahre lang durchgeführten Raubbauprogramms. Der härteste, die Mehrzahl der Danziger in dumpfe Betäubung versetzende Schicksalsschlag folgte am 10. Juli 1807: Danzig wurde mit einem Gebiet von 2 Meilen im Umkreis auf Grund des Artikels 19 des Tilsiter Schandvertrags zum Freistaat erklärt. Damit sank die stolze Weichselkönigin unter dem Namen und den an die vorpreussische Zeit anknüpfenden Scheininstitutionen eines selbständigen Staatsgebildes zur „ohnmächtigen Creatur“, zum Waffenplatz und Ausfalltor Napoleons herab. Der wirkliche Herr über Danzig war fortan Napoleons Generaladjutant und Generalgouverneur Rapp, nach der treffenden Kennzeichnung Blechs ein junger, soldatisch gewiß tüchtiger und auch edlerer Regungen fähiger Glücksritter, der aber auf diesem Satrapenposten sich schnell als ein „wärmblütiger Schwächling, ein Spiel der Um-

stände und Verhältnisse, der äußeren Einwirkungen, der Laune, der Einfälle und der Leidenschaft“ entpuppte.

Die Kontinentalsperre lähmte den Handel völlig. Nicht weniger als 18 Zwangsanleihen, dazu die maßlosen Ansprüche der französischen Garnison und die Raffgier der in Luzz und rauschenden Festen schwelgenden Kreise um Rapp vernichteten den letzten Rest des unter Preußens Führung wiedergewonnenen Wohlstandes Danzigs. Fast noch grauamer aber waren das seelische Elend und die nationale Not der deutschen Danziger, denen kein freies Wort, keine noch so natürliche Regung ihres Volkstums gestattet und jegliche Verbindung mit dem gerade damals seine nationale Wiedergeburt erlebenden Mutterlande abgeschnitten wurde.

Das Jahr 1812, das Danzig den Durchzug der nach Rußland marschierenden gewaltigen Truppenmassen des Kaisers, die unerhörte Steigerung der Requisitionen und Erpressungen und den Ausbruch bösester Epidemien brachte, schien den Höhepunkt der Passionszeit Danzigs zu bedeuten. Aber das folgende Jahr sollte noch Schwereres heraufführen. Am 20. Januar 1813 begann die Einschließung der Stadt durch die vereinigten preussischen und russischen Truppen. Von diesem Augenblick an waren die Danziger, die nun „den besten Freund zum Feinde und den Feind zum Schützer“ hatten, den Schrecken des Festungskriegs, den Qualen der völligen Entrechtung und der dunkelsten Ungewißheit, nagendem Hunger und tödlichen Seuchen, den Willkürakten Rapps, der jetzt nur noch als Scherge Napoleons fühlte und handelte, und grausamen Übergriffen einer zusehends verwildernden Soldateska wehrlos preisgegeben. Mehrere tausend Menschen mußten monatelang zwischen den Vorpostenketten kampieren. Die Zahl der Einwohner der inneren Stadt sank schließlich von etwa 40 000 auf 16 000. Ein heftiges, tägliche Feuersbrünste verursachendes Bombardement wüthete von Ende September an neun Wochen lang. Mit seinen zerstörten Vorstädten und den über 1500 Gebäuderuinen der Innenstadt glich Danzig einem Trümmerhaufen, und die Bevölkerung war am Ende ihrer letzten

Kräfte, als endlich am 29. November der letzte Schuß fiel. Die an diesem Tage abgeschlossene Kapitulation sah den freien Abzug der Franzosen zum 1. Januar 1814 vor. „Keine Feder ist vermögend, das gehörig zu beschreiben, was wir bey dieser Nachricht empfinden,“ trug der Danziger Kaufmann Ernst Lampe in sein Tagebuch ein. „Nur der, der diese Belagerung mit ausgestanden hat, kann sich unsere Freude so vorstellen, wie sie ist. Nachdem wir zehn Monate hindurch mit Hunger, Wasser, Feuer, ansteckender Krankheit und noch zuletzt mit Würgeschütz zu kämpfen gehabt haben, sehen wir uns endlich dem Ziele unserer langen und vielfachen Leiden so nahe. Von allen Seiten sind wir mit dem Tode bekannt geworden.“

„Hoffnungsreich brach der Neujahrstag an,“ erzählt ein anderer Augenzeuge, der spätere Danziger Stadtkämmerer W. F. Bernede. „Die Franzosen rüsteten sich zum Abmarsche. — Einige preussische und russische Officiere kamen in die Stadt und wurden mit lautem Jubel begrüßt. Die Vorbereitungen zum Abzuge dauerten die Nacht hindurch. — Zum letzten Male wirbelte am Morgen des 2. Januar 1814 vor dem Wachaufe am langen Markte die Trommel der alten Kaisergarde. Bald wurde es auf den Straßen lebendig. Nach einem heitern Sonnenaufgange sammelten sich die Franzosen, Neapolitaner und Westphalen auf den Lärmplätzen und marschirten um 10 Uhr mit klingendem Spiele ab. Die Kavallerie ging zu Fuß; die Pferde hatte man längst aufgezehrt. Alle Officiere und Soldaten waren aus den reichlichen Vorräthen ganz neu gekleidet und bewaffnet, und gewiß hat nie ein belagertes Heer in so glänzendem Aufzuge das Gewehr gestreckt. Noch etwa 10 000 Mann mochten übrig sein und an 1000 Officiere. Etwa halb elf Uhr ritt der General Rapp aus der Stadt, in der er fast sieben Jahre geherrscht hatte. Wer mögte es wagen, die Empfindungen der Abziehenden und der Bürger bei diesem Abzug zu schildern!

Inzwischen hatten sich in einem Hause am Langgassischen Thore zwölf Jungfrauen, festlich gekleidet, und ebenso viel junge Männer versammelt, um die Sieger zu bewillkommen. Man streute Blumen, überreichte dem Anführer des Belage-

rungsheeres einen Kranz, ein Gedicht, einen Becher Wein. Dazwischen tönte aus allen Fenstern und vor allen Thüren lauter Freudenschrei und steigerte sich zum vollsten Jubel, als der edle Graf v. Dohna an der Spitze der preussischen Landwehr den russischen Truppen folgte. In der St. Johanniskirche ward auf griechische Weise Gottesdienst gehalten und sodann in der St. Marien-Oberpfarrkirche ein Te deum gesungen. Gewiß war das der feierlichste Augenblick des Tages. Nach langen Jahren domerten wieder von Danzigs Wällen die Geschütze, von preussischen Kanonieren bedient — und es waren Schiffe der Freunde! Die herrlichen Glocken sprachen volltönend dazwischen und riefen gleichsam vom Himmel herab: Danket dem Herrn, der euch wunderbar errettet hat aus Schmach und Druck, aus Hunger, Seuchen und Feuer! Eine freiwillige Beleuchtung der Häuser (sieben Jahre hindurch hatte man nur beschlossene gesehen) endigte den Freudentag.“

Die für eine gerechte Sache siegreich stehende Waffen der hohen Verbündeten haben auch die Stadt Danzig und deren Gebiet in ihre Gewalt gebracht.

In Befolge des Beschlusses Sr. Majestät des Königs, meines Herrn habe ich mich hierher begeben und das mir gnädigst anvertraute Gouvernement der Stadt und ihres Territorii übernommen.

Achtbare Bürger der Stadt, Einwohner derselben und ihrer Umgebungen, ich bin bei Euch eingetret, nicht als ein Fremdling, denn ich habe einst Eure Mauern verteidigen helfen, ich komme zu Euch und fühle ganz die Wichtigkeit meines Berufs, ich kenne meine Pflichten und werde sie, unter dem Beistande der Vorsehung, gegen den König meinen Herrn, gegen Euch, deren Wohl ich mir am Herzen liegt, mit Treue und Eifer erfüllen. Darum sehe Jedem ohne Unterschied des Standes der Zugang zu mir offen, ich werde ihn hören und seinen gerechten Beschwerden soll abgeholfen werden.

Danzig ein so glückliche Bewohner! sieben schmachvolle unglückliche Jahre habe ihr verlebt, mit ihnen fahet Ihr Euzra Wohlstand, der — wer unter Euch wieder es leugnen — als Preussens Adler Euch beschirmten, den höchsten Grad erreicht hatte, dahinschwanden: Doch sind nicht teurche Treue, Gemein-sinn und jede andre Bürgerzugend von Euch gewichen, dann könnt Ihr, allen Unfällen trohend, mit Mut, der Zukunft entgegen gehen, Ihr kehret zu einem Staate zurück, werdet wieder Theil einer Nation, die gleich Euch gelitten, durch Ausdauer, Selbstverleugnung, Tapferkeit, Liebe und Unabhängigkeit an den edelsten der Fürsten, sich die Bewundrung der Zeitgenossen erworben hat, und deren Name von komanenden Geschlechtern mit Ehrfurcht genannt werden wird; Darum fasset Muth, Ihr habt als Preussen mit Preussen glücklich gelebt, von Preussen getrennt seyd Ihr unglücklich geworden, Ihr werdet als Preussen und mit Preussen Euch wieder glücklich sehen.

Ergeben in meinem Gouvernement.

Danzig, den 2ten Februr 1814.

v. Massrbach.

Ausruf an die Danziger vom
3. Febr. 1814

Danzigs preußische Zukunft schien gesichert. Schon am 3. Januar 1814 ernannte König Friedrich Wilhelm III., dem sowohl Oesterreich als auch Rußland im Reichenbacher Vertrag vom 27. Juni 1813 die Rückgabe Danzigs feierlich zugesagt hatten, den Generalleutnant v. Massenbach zum Gouverneur und den hochverdienten, von den Danzigern geradezu unschwärmten Befehlshaber der an der Belagerung beteiligten preußischen Landwehr, Oberst Ludwig Graf Dohna zum Kommandanten der Stadt. Preussische Handwerker nahmen unverzüglich die notwendigsten Instandsetzungsarbeiten in Danzig auf, und ein preussisches Sonderkommando von 1500 Mann wurde zur Ausbesserung der Weichsel-dämme im Werder eingesetzt. Da geschah etwas für die Danziger Unerwartetes: Der Oberbefehlshaber der eingerückten Truppen, Herzog Alexander von Württemberg, Oheim und General des russischen Zaren, Deutscher nur noch der Herkunft und dem Namen nach, sandte die Schlüssel der Stadt dem „Herrscher aller Rußen“ und verweigerte die Herausgabe der Festung mit der Begründung, daß ihre Eroberung „vornehmlich der Bravour der russischen Truppen“ zu danken sei und der Reichenbacher Vertrag durch die letzten kriegerischen Ereignisse eine „Berichtigung“ erfahren habe. Die sich hinter diesen Worten nur dürrtlich verschleiernde wahre Absicht der russischen Politik, die Westgrenze des Zarenreichs bis zur Weichsel vorzuschieben, trat klar zu Tage, als der Herzog seinerseits auch noch je einen russischen Gouverneur und Kommandanten Danzigs ernannte und die russischen Truppen sich in Danzig häuslich einzurichten begannen. Graf Dohna, der schon während der Belagerung Kränkungen von dem hochmütigen Herzog hatte hinnehmen müssen, schreckte vor offenem Bruch mit seinem einstigen Kommandeur nicht zurück und ließ den Berliner verantwortlichen Stellen keine Ruhe, um Danzig für Preußen zu retten. Der ausgezeichnete Offizier und rastlose Kämpfer für Danzigs Deutschtum sollte den Erfolg seines Wirkens nicht mehr erleben: Am 19. Januar 1814 verstarb Dohna inmitten noch vom Krankenbett aus geführter Verhandlungen an dem noch von der Fran-

zosenzeit her in Danzig grassierenden Lazarettfieber.

Doch auch in der so schwer heimgesuchten Danziger Bevölkerung lebte der alte Kampfgeist noch einmal mächtig auf, als ihre Vaterstadt in die Fänge des russischen Doppeladlers zu geraten drohte. Wohl gab es in Danzig eine Handvoll von Profitjägern und vaterlandslosen „Republikanern“, die Danzigs Proklamierung zum „Freistaat unter des Zaren gnädiger Schirmherrschaft“ anstrebten. Aber die nach Angabe des damaligen Danziger Oberpostdirektors Wernich 99% der Einwohner ausmachende, überwältigende Mehrheit gab ihrer Entrüstung gegen die russischen Ränke und ihrem Verlangen nach sofortiger Wiedervereinigung mit Preußen so stürmisch Ausdruck, daß General v. Massenbach, der mit Recht einen Handstreich der militärisch gewaltig überlegenen Russen befürchten mochte, sie besänftigen und zur Ruhe mahnen mußte.

Am 3. Februar 1814 bequimte sich Herzog Alexander auf Befehl seines kaiserlichen Neffen endlich, die Freigabe Danzigs an Preußen amtlich bekanntzumachen. Die Gefühle, die in jenem Augenblick die Danziger beherrschten, schimmern deutlich genug durch die vom Herkommen gebotene Förmlichkeit des folgenden, am 4. Februar von dem Danziger Senat und den übrigen Ordnungen an den preussischen König gerichteten Schreibens hindurch:

„Ewr. Königl. Majestät General-Lieutenant und Gouverneur von Massenbach hat uns am gestrigen Tage die alles belebende Nachricht mitgeteilt, daß wir wieder des Glücks gewürdigt werden, Ewr. Königl. Majestät glorreichen, saufen und milden Scepter unterworfen zu sehn. Der laute Jubel und die innige Freude, welche sich Aller bemeisterte, läßt sich nicht aussprechen; denn es war der Ausdruck von Empfindungen der reichsten Dankbarkeit, es waren Gefühle einer grenzenlosen Verehrung, es war der schönste, längst erwünschte Lohn für unsere ununterbrochene Anhänglichkeit an jene hochverehrten, heiligen Bande, die bis zum Jahre 1807 unser wahres Glück begründeten. Geruhen demnach Ewr. Königl. Majestät unsere ehrfurchtsvolle Huldi-



Preussische Landwehr führt die französischen Truppen des Generals Rapp
nach der Kapitulation am 2. Januar 1814 aus der Stadt Danzig
Gemälde von G. Rößling im Weißen Saal des Reichshäufigen Rathhauses

horn mit Gütern der Natur und der Kunst, 1807 durch ein aus dunkelster Wolkenwand hervorbrechendes Gewitter, 1814 wieder durch ein Füllhorn mit heiteren Frühlingsblumen.

„Danzig war, zur einzig möglichen Beförderung seines Wohlfeyns, dem Preussischen Staate einverleibt“, schließt Blech seinen Bericht über dieses Nachspiel. Erst jetzt, da die glückliche und unzerreißbare Vereinigung mit Preußen ganz hergestellt sei, kehre „die ächte, man möchte sagen: heilige Freude“ in Danzig ein, schrieb die „Danziger Zeitung“.

Unzerreißbar? 105 Jahre später stand Danzig, nachdem es soeben das Opfer von über 6000 gefallenen Männern und Jünglingen und von zahllosen Verstümmelten und Verwundeten für das deutsche Volk und Vaterland gebracht hatte, erneut vor der Gefahr, aus seinem natürlichen Mutterboden gewaltsam herausgerissen zu werden. Im Artushof, wo einst am 2. Januar 1814 die erste preussische Fahne

wieder wehte und die Bürgerschaft dem an der Spitze der preussischen Landwehr vorbeireitenden Grafen Dohna besonders stürmische Jubelkundgebungen bereitet hatte, gaben am 28. Januar 1919 alle namhaften Kaufleute Danzigs nach vorangegangener feierlicher Sitzung die einstimmige Erklärung ab, daß sie „unentzerrbar im Boden der deutschen Kultur wurzeln und daher jeden Gedanken der Abtrennung Danzigs von Deutschland und des Übertritts zu einer anderen staatlichen Gemeinschaft als unerträglich und voll schwerer Zukunftsgefahren zurückweisen“.

Sechs Monate danach wurde, trotz allen gewaltigen Freuekundgebungen Danzigs zum Deutschen Reich, das Unvorstellbare Wirklichkeit. Das Diktat von Versailles schnitt die blühende Provinzialhauptstadt Westpreußens wider Recht und eigenen Willen als „Freie Stadt“ aus dem preussisch-deutschen Staatskörper heraus.



1919 in Berlin

Vor 20 Jahren, im Januar 1919, demonstrierten Soldaten und Bürger Danzigs in Berlin gegen die Lostrennung ihrer Heimat

York im Kapstadt

Eine Ballade von Hans Friedrich Blunck

„Ich fuhr mit General Suffren, dem Freund.
Auf Ceylon kämpften wir, es dauert' lang,
Bis mich die Sehnsucht, Maartje, heimgezogen
Zu dir ins Kapland! Nun, ich war auch bang
Um meine Kompanie. Viel deutsche Leute
Hier zwischen Tafelberg und Meer. Ich grüßt' sie heute.

Indes, das hatt' noch Zeit. Dich mußt ich sehn!”

„Ihr bleibt sehr lange fort.”

„Ist jetzt vorbei!”

„Ihr scherzt mit mir. Ein Graf — ein Burenkind?”

„Mein Mädchen, du bist Gräfin, wenn ich frei!”

Jetzt lachst du? Tu's! Hatt' Angst, du seist gestohlen.

Bin wieder da und komm, dich einzuholen.

Wir sind am Kap, da greift man zu, wenn man
Das schönste Mädchen fand. Wie geht's den Schwestern,
Vater und Mutter? Dien, du bist so ernst?”

„Ihr bleibt sehr lange fort!”

„Mir ist's wie gestern.

Küß mich doch, Kind!”

„Graf York, ihr dürst's nicht fragen.

Ich — bin verlobt. Mein Vater wird's euch sagen.

Als du nicht wiederkamst — ein Kaufmann bat
Um meine Hand."

Ein Schweigen, Starren. — „Nun, ja,
Ich wollt' nicht, du. Schon reut's mich. Dir allein
Behör ich doch. Als ich dich wieder sah,
Wußt ich's, und weiß, ich stürb ohn dich. Die Meinen
Müssen mich lassen. Ach, ich muß sehr weinen."

Der Kapitän Graf York ist totenblaß;
Das Haar fällt in die Stirn, er wirft's zur Seit.

„Du hast dein Ja gegeben?"

„Nein, nicht ich,

Mein Vater nur!"

„Dennoch - du warst bereit?"

„Ich stürb ohn' dich!"

„Maartje, du wirst nicht sterben,

Das Leben hält sich, auch in Schutt und Scherben!

So, so — und dafür kam ich heim, erzürnte
Mich mit Suffren, dem Freund. Klein Maartje hatte
Inzwischen die Geduld verloren. Ich —
Der Kapitän —, vielleicht war ich als Gatte
Nur ein entlausner Preuß'? Schweig nur, man kennt
Doch euer Maß, das nach dem Beutel trennt." —

Der dunkle Strand, von Wogen überrauscht,
Trägt Sand vom Tafelberg. Sie stehen noch,
Wie sie sich trafen. „Maartje, du warst frei,
Nur ich war unfrei!"

„York, verzeih mir doch,
Ich konnt nicht anders!"

„Brauchst dich nicht zu grämen,
Was denn — ich war dir fern. Ich war ein Schemen.

Ein Schemen kehrt' zurück. Vielleicht fand ich
Den Tod in Ceylon? Nein, denn all die Zeit
War meines Herzens Not, ein wilder Drang,
Ob ich dich wieder säh. Nun ist's so weit!
York hat ein hohes Spiel versucht, verloren;
Wir, hart von Hand, sind unsers Herzens Toren.

Wann ist die Hochzeit?"

Ich flieh mit dir!"

„Sie wird nimmer sein,

„Hab nie ein Wort verkehrt,

Das jemand andern gab! Graf York verlangt von ihr,
Die er geliebt hat, daß sie seiner wert.

Wo ist die Trauung?"

„Würd vor Scham vergehn,

Kämst du zur Kirche!"

„Doch, ich will noch sehn,

Wie dir der Schleier steht. Ich hab geträumt
So viele Male, wie du niederkniest,
Als Braut hinknietest. Ist kein Mädchen schöner
Als, Maartje, du!"

„Daß du mich hörst und siehst?"

Ich sag's dir nicht. Es wird sich alles wandeln,
Gehör doch dir!"

„Ein Wort läßt kein Behandeln." —

Volk auf den Straßen, Volk in voller Kirche.
Schön-Maartje wird getraut — weint immerfort.
Am Ende ist's vor Glück? Ein Offizier
Steht nah dem Altar. Jäh, da sie ihr Wort
Dem andern gibt, stürzt er in Ohnmacht nieder.
Ein Auslauf. „Tragt ihn weg!" Dann singt man Lieder
Vom ewigen Bund. Es hallt so süß im Ohr.
Der Pastor segnet, brausend schallt's vom Chor.

Martin Vollmann

Silvester 1813

Der Rheinübergang der schlesischen Armee unter Marschall Blücher
in der Silbesternacht 1813

Nachdem Napoleon I., der jahrelange Bedrücker Preußens, Deutschlands und ganz Europas, in der gewaltigen Völkerschlacht vor Leipzigs Toren in den Tagen des 16.—19. Oktober 1813 von den verbündeten Preußen, Russen, Österreichern und Schweden mit seinem übermächtigen Heere vernichtend geschlagen worden war, hatte es sein Feldherrntalent dennoch zuwege gebracht, die Trümmer seiner Armeen nach Frankreich zurückzuführen. Wäre es jedoch nach dem Willen des Marschalls Blücher gegangen, der die aus Preußen und Deutschland flüchtenden Franzosen mit seiner Schlesischen Armee arg bedrängte, so wäre Napoleon mit samt seinen Truppen noch in den letzten zwei Monaten des großen Jahres 1813 endgültig der Garauß gemacht und die blutigen Feldzüge von 1814/15 vermieden worden. Die leidigen Anstimmigkeiten in der Oberführung des Heeres der Verbündeten aber ermöglichten dem geschlagenen Franzosenkaiser den Rückzug und er konnte dadurch sogar die sich ihm bei Hanau entgegengestellten bayrischen Truppen überrennen, weil Blücher ihm ja nicht mehr auf den Fersen war, da dieser den Befehl erhalten hatte, mit seiner Armee nach Gießen abzubiegen, um dort Napoleon den Weg nach Frankreich zu verlegen. Der geglückte Durchbruch Napoleons bei Hanau setzte aber Blüchers Armee vorläufig matt, was den alten Marschall Vorwärts und seine braven Truppen natürlich arg verdross.

Während nun die verbündeten Fürsten in Frankfurt am Main rauschende Siegesfeste feierten, konnte Napoleon in Frankreich ein neues Heer aufstellen. Gneisenau, der kluge und nüchtern denkende Stratege des neu aufsteigenden

Preußens klagte über diese leichtfertige Kriegsführung mit Recht: „Frankfurt ist für uns eine gefährliche Klippe. Niemand will da heraus. Vieles ist schon versäumt hier, so wie unterwegs, wo wir, wäre alles gehörig angeordnet und das, was angeordnet war, gehörig befolgt worden, den Feind gänzlich aufgerieben hätten. Nun müssen wir die Entronnenen nochmals bekämpfen, das wird uns noch manchen wackeren Mann kosten. Durch Ärger und Stubenluft bin ich schon ganz krank.“

Auch Blücher wetterte und fluchte über das ihm unverständliche Zögern der verbündeten Oberführung, die in den Händen des österreichischen Fürsten Schwarzenberg lag. Als man sich endlich zum Einmarsch nach Frankreich entschlossen hatte, schrieb Blücher am 30. Dezember 1813 an die Truppen seiner Schlesischen Armee:

„Als Ihr von der Oder zum Rhein vordrangt, tapfere Soldaten der Schlesischen Armee! mußte dem Feinde Provinzen entrissen werden, die er sich früher unterworfen hatte. Jetzt geht Ihr über den Rhein, um den Feind, der es nicht verschmerzen kann, seine neunzehnjährigen Eroberungen in zwei Kampagnen verloren zu sehen, zum Frieden zu zwingen. Soldaten! Den Siegern an der Raxbach, bei Wartenburg, bei Möckern und Leipzig (alles Ehrentage der Blücherschen Truppen) darf ich nur den Weg des Ruhmes zeigen. Die Bewohner des linken Rheinufers sind nicht feindlich gegen uns gesinnt, ich habe ihnen Schutz und Sicherheit des Eigentums versprochen, ich tats in Eurem Namen — Ihr müßt es halten! — Ehre bringt dem Soldaten die Tapferkeit, jedoch Gehorsam und strengste Manneszucht sind die schönste Zierde.“

Am letzten Tage des großen Jahres 1813 ritt Blücher von Wiesbaden das Gebirge hinan. Der Weg ging über Schlangenbad und von da über wüstes winterliches Schiefergebirge. Weißer Nebel überlagerte das Rheintal. Am Abend wurde der Engpaß, der von Wesel nach Caub hinunter führte, erreicht. Die Franzosen hatten sich in den letzten Dezembertagen bereits vom linken Rheinufer zurückgezogen, hätten sie aber geahnt, daß Blücher mit seiner Armee bald darauf über den Rhein gehen würde, wäre es ihnen ein leichtes gewesen, vom linken Rheinufer mit nur wenigen Kanonen die den Rhein an drei verschiedenen Stellen überquerenden preussischen Truppen erfolgreich unter Feuer zu nehmen.

Des Jahres letzte Stunde schlug vom Kirchturm der Stadt Caub, als der Vortrab des Yorkschen Korps — das I. Preussische Korps, zu dem auch das 1. und 2. Ostpreussische Infanterie-Regiment, das 1. Ostpreussische Grenadier-Bataillon, die 2. Leibhusaren, die Westpreussischen Dragoner, die Brandenburger und die Medlenburg-Strelitzer Husaren gehörten —, dem vorausgerittenen Marschall Blücher folgend, durch das enge Tal von Weisfel, schweigend hinab an den Strand des Rheines zog. Hart am Ufer des hier 400 Meter breiten Stromes, und 250 Meter höher an der steilen Felskante bei Burg Gutenfels gingen einige Geschütze in Stellung. Auf bereitgehaltenen Rähnen setzten gegen 1/23 Uhr nachts 200 Füsilier und Leibhusaren als die ersten über den Strom. Geräuschlos, von der französischen Wache im Fährhause unbemerkt, landeten sie und grüßten, in der Begeisterung das Schweigeverbot vergessend, mit lautem Hurra das deutsche Land des linken Rheinufers. Der schwache feindliche Posten wurde verjagt, die schmale Talstraße rechts und links gesichert, das Schlagen einer Pontonbrücke ungesäumt begonnen und ehe das Morgenlicht des ersten Tages des Jahres 1814 die Berge ringsum grüßte, wurden die Orte Oberwesel und Bacharach von den Leibhusaren besetzt. Mit lebhafter Freude hießten die Einwohner die einrückenden Husaren will-

kommen und jubelten ihnen als Befreier zu. Indessen aber wurde noch eifrig an der Brücke gearbeitet, die erst bis zur Mitte des Rheines, wo die alte Pfalz auf einer großen Insel aus dem Strome emporragte, fertig war. Die reizende Strömung des Rheines und der Eisgang verzögerten die Vollendung der Brücke und namentlich ihrer zweiten Hälfte jenseits der Pfalz bis zum Morgen des 2. Januar. Aber unter dem größten Jubel der Bevölkerung und unter beständigem Musizieren wurde die Brücke bald fertig. Während nun die Vorhut bereits Kreuznach besetzte, war inzwischen der Übergang des gesamten Yorkschen Korps, zu dem auch die Schlesiſchen Landwehr-Kavallerie-Regimenter Nr. 3, 5 und 10 sowie die 2. Schlesiſchen Husaren gehörten, über den Rhein vollzogen. Zu gleicher Zeit war aber auch bei Nieder-Lahnstein und Ehrenbreitstein das Korps des Generalleutnants Graf St. Priest und bei Sandhofen das russische Korps v. Sacken über den Rhein gesetzt. So war der Rheinübergang der Schlesiſchen Armee an allen drei in Aussicht genommenen Stellen ohne nennenswerten Widerstand gelungen, das linke Rheinufer vom Joche der Franzosenherrschaft befreit. Zu diesen 70 000 Mann der Blücherschen Armee stieß am 6. Februar noch das Preussische II. Korps unter General v. Kleist, bei dem sich u. a. auch das 1. und 2. Schlesiſche Infanterie-Regiment, das Schlesiſche Schützen-Bataillon, die Schlesiſche Landwehr-Kavallerie-Regimenter Nr. 7 u. 8 und das Schlesiſche Kürassier-Regiment befanden. Nun aber ging es von der Saar bis zur Marne. Die Schlacht bei La Rothière, die Gefechte bei Champaubert, Montmirail, Château Thierry, Vauchamps-Stoges (10., 11., 12. und 14. Februar 1814), die Schlacht bei Laon (9. und 10. März) und die Einnahme von Paris am 30. März 1814 wurden zu besonderen Ehrentagen der Schlesiſchen Armee, denn in diesen blutigen Schlachten bewährten sich die tapferen Schlesiſer, Ost- und Westpreußen, Pommern und Brandenburger aufs neue, fügten frischen aber unweibbaren Lorbeer an ihre Fahnen und Standarten und trugen dazu bei, den großen Vorstoß endgültig niederzuräumen.

Saarpfälzer im Osten

Von pfälzischen Siedlern im Banat, Buchenland, in der Dobrudscha
und in Galizien

Das Bewußtsein, daß am Schicksal des Deutschtums im Osten jeder deutsche Stamm mit einem Teil seines eigenen Selbst, seines Blutes verbunden ist, war bis zum Weltkrieg so gut wie ganz verlorengegangen. Ostland und Ostmark, — das waren für den größten Teil des Deutschtums Schicksale irgendwelcher am Rande der Gemeinschaft lebender Menschen, der Österreicher oder Balten, oder man sah in ihnen provinzielle Sorgen des Preußentums. Eine gemeinsame Gelegenheit wurden diese Schicksale erst, als Not und Kampf des Weltkrieges alle deutschen Stämme und Landschaften in gemeinsame Fronten reihte und den binnendeutschen Soldaten in ferne Länder des Ostens führte zu überraschender Begegnung mit Menschen seines Blutes und seiner Sprache. Das Erlebnis dieser Begegnungen wirkte weiter und blieb eine Verpflichtung. Es war die wesentlichste Ursache für die Entstehung der Idee der Volksgemeinschaft, wie sie im sogenannten „volksdeutschen Gedanken“ ihren ersten Ausdruck fand und, ergänzt durch die Kameradschaft zwischen Klassen und Ständen des Binnenreiches, im Nationalsozialismus ihre praktische, weltpolitisch entscheidende Verwirklichung fand.

Stammestum und Mundart — für gewöhnlich Merkmale der Vielfalt und Verschiedenheit des Volkstums — waren und sind wesentliche und wertvolle Grundlagen dieser volksdeutschen Gemeinschaftsbindung in aller Welt. Mit Beglückung spürten in den ersten Jahren nach dem Kriege niederdeutsche Menschen den im Weltkrieg wiederentdeckten Außenposten ihrer mundartlichen und brauchwürdigen Eigenart im Nordosten nach, von den Weichselniederungen bis hinüber ins Baltanland und zu den Menmoniten an der Wolga. Franken und Schwaben

ließen die niemals ganz unterbrochene Verbindung zu den Siedlungen in Südosteuropa wieder lebendig werden. Ebenso hat sich nun in der Saarpfalz, die durch ihren Gauleiter Josef Bürdel westliches und ostmärktisches Deutschland in besonders eindringlicher Weise verknüpft, eine Mittelstelle „Landsleute drinnen und draußen“ gebildet, die der lebendigen Verbindung aller Saarpfälzer in der Welt mit ihrer Urheimat dienen soll. Sie sollen hören „von der Wesenseigenart, die uns hier drinnen mit Euch draußen verbindet, ganz gleichgültig, ob Ihr in jüngster Zeit ausgewandert seid, oder ob Ihr bereits seit vielen Generationen fern der Heimat lebt, ob Ihr in der Batscha oder im Banat, im Buchenland oder in Galizien, am Schwarzen Meer oder in den baltischen Staaten“, in Übersee oder sonst irgendwo in der Welt „eine neue Heimat gefunden habt“. Diese Mittelstelle gibt jährlich unter dem Titel „Unsere Heimat“ einen Heimatbrief heraus, der in diesem Jahr mit einem Geleitwort des Reichsinnenministers Dr. Fried versehen ist.

Besonders in der Zeit von 1700 bis zur Mitte vorigen Jahrhunderts war die Auswanderung aus der Pfalz nach Ungarn, Galizien, Rußland, Buchenland usw. eine Art Dauerzustand. In einem Aufsatz „Ostmark — Westmark“ wird über die Ausstellung der vorjährigen saarpfälzischen Gaukulturwoche berichtet, die die tausendjährigen Beziehungen zwischen Ostmark und Westmark darstellte. „Nicht gering ist auch der Anteil des Bauerntums aus der Westmark an der Verteidigung des deutschen Ostens und seiner Besiedlung. Auf der alten Völkerstraße, der Donau, auf der einst schon die Abteilungen vom Rhein her den Weg nach Osten genommen haben, wandern die

Bauern und Handwerker in großen Scharen in den südosteuropäischen Raum. Wien ist Passstelle und Ausgangspunkt für die Verteilung in die verschiedenen Siedlungsgebiete. Zum Schutze gegen die Überfälle der Türken und um in den entvölkerten Bezirken ihres Gebietes einen Menschenwall zu errichten, betrieben Karl VI., Maria Theresia und Josef II., der durch die Verheiratung seiner Mutter mit Franz von Lothringen noch den Titel eines „Comte de Falkenstein“ (d. i. die Herrschaft Falkenstein in der Pfalz) führte, eine großzügige Siedlungspolitik in ihren Landen. Die Kolonisten aus dem Westen, wo der „Fleiß der Landwirtschaft am vorzüglichsten in ganz Deutschland zu Hause war“, waren gern gesehen. Durch ihre Zähigkeit, ihr Können und ihre Rührigkeit leisteten unsere Landsleute in der für sie neuen Umgebung ein ungeheures Stück Kolonisations- und Pionierarbeit für das Deutschtum im Osten. Sie vermochten sich ihre Volkskraft ungebrochen zu erhalten und sind ihrem aus der alten Heimat mitgebrachten Volkstum bis auf den heutigen Tag treu geblieben. Sie haben aktivsten Anteil an der wirtschaftlichen und kulturellen Erschließung jener Gebiete, in denen sie angesiedelt wurden.“

In dem gleichen Heft lesen wir von einem Besuch, den deutsche Volksgenossen aus dem Banat (Rumänien) in der

Saarpfalz abgestattet haben. „Als vor über 200 Jahren das Temesvarer Banat besiedelt wurde, da waren es nicht nur Schwaben aus Württemberg, sondern vor allen Dingen Auswanderer aus Lothringen, Kurtrier und aus der Pfalz. Der vom Grafen Mercy beauftragte Albert Craußen entfaltete im Frühling 1722 von Worms aus seine Werbetätigkeit und wandte sich besonders an die damaligen Oberämter Zweibrücken und St. Wendel. In den Jahren 1784/85 sind in der Nähe von Temesvar zwei Orte entstanden, die fast rein saarpfälzischer Abstammung sind: Klein-Betschkeret und St. Andrasch. Die Vergangenheit lehrt also, daß die Saarpfalz viel Blut an den Südoften und besonders auch an das rumänische Banat abgegeben hat und die Forschung wird in der Zukunft noch sehr viele Blutsbeziehungen von dort zur Urheimat aufzufinden haben.“ Als besonders beglückend empfanden diese Banater Deutschen in ihrer saarpfälzischen Urheimat das Gemeinsame der Mundart, die ganz besonders dort, wo die hochdeutsche Schriftsprache als Amts- und Verkehrssprache ausgeschaltet ist, Hauptursache für die Erhaltung der Volkstums eigenart bildet. Eine Spielschar der Banater zeigte in Wort, Gesang und Tanz das Brauchtum ihrer Heimat und sangen auch das schöne Lied von den „Banater großen Buben“:

Die Banater große Buwe,
die sin so maschtig wie die Ruwe.
Und wenn se gehn uf de Kerweball,
na: so was find mer net überall.

Im Banat die große Mädle,
die kample sich so große Knädle
und wann sie sin im Wertshaus drin,
for in de Kerch gehn hams ta Sinn.

Und wenn se fahre in de Pflug,
so stehn se morgens zeitlich uf,
spanne de Fuchs in de Sielscheit ei
und fahre in de Wiese nei.

Unser Bäfel und unser Bärwel,
die gehn uf de Markt mit große Rärwel,
han Butter, Räs und Eier drin
und fahre uf Reschis und handle drin.

Unfre Heimat ist's Banat,
do esse mer Brote und Krautsalat,
schlachte alle Johr fünf bis sechs Stück Schwein
und trinke dazu zehn Emer Wein.



Wilhelm Camphausen: Blüchers Rheinübergang bei Gaub zu Neujahr 1814
Städtisches Museum der bildenden Künste

Ein sehr starkes Moment für die Belebung der Bindung Auslandsdeutscher an ihre Stammesheimat stellt auch die Ahnenforschung dar. Die von der Mittelstelle-Saarpfalz ausgegangenen Unregungen haben lebhaften Widerhall gefunden, der sich in Zuschriften an die erwähnten Heimatbriefe zeigt. Da schreibt Peter Unterschütz aus Altenbamburg in der Dobrußscha (Rumänien): „Schade, daß man sich nicht schon früher der Ahnenforschung angenommen hat, denn dann wären wohl nicht so viele wertvolle Menschen im Laufe der Jahrhunderte im fremden Volkstum untergegangen.“

Ich will Euch einiges von unserer Einwanderung berichten. Im Jahre 1859 erließ der Herrscher der vereinigten rumänischen Fürstentümer Moldau und Wallachei einen Aufruf an die Deutschen im heutigen Polen, daß sie als Bauern in seinem Land siedeln sollten. Cusa Boda hatte um jene Zeit in seinen Fürstentümern die Leibeigenschaft abgeschafft und die Agrarreform eingeführt. Diesem Ruf folgte auch mein Großvater, der im Mai des Jahres 1866 mit seiner Ehefrau und acht Kindern aus Galizien wegwanderte, um in den rumänischen Fürstentümern eine neue Heimat zu finden. Als er nun, nach einer mühseligen Wanderschaft in Ismail ankam, war Cusa Boda gestürzt und mit dem Ansiedeln war es auch vorbei. Er ließ sich daher in der Nähe von Ismail nieder und arbeitete bei einem Grundbesitzer in „dejma“, d. h. um die Hälfte oder um das Drittel, je nach Uebersicht. Wie es scheint, waren sie damals eine ganz stattliche Zahl, denn sie gründeten ein Dörflein und schafften sich sogar eine Kirchenglocke an. Im ersten Jahr erging es ihnen sehr schlecht, da sie auf die Nahrungsmittel des Gutsherrn angewiesen waren, der ihnen verdorbenes Getreide lieferte. Trinkwasser mußten sie unter großen Schwierigkeiten aus einem entfernt gelegenen See herbeischaffen. Während dieser Zeit heirateten die Söhne und Töchter meines Großvaters Angehörige aus den deutschen Dörfern Süd-Bessarabiens. Im Jahre 1881 lösten sie das gegründete Dörflein auf und zogen in die Dobrußscha. Mein Großvater ließ sich mit seinen Söhnen und Schwiegersöhnen in Tariverde nieder.

Die in Ismail angeschaffte Glocke kam auch mit und wird heute noch hier geläutet.

Damals war noch Grund genug vorhanden. Jeder konnte pflügen, wo es ihm beliebte. Erst im Jahre 1886 wurde auch hier die Agrarreform eingeführt und jedes Familienmitglied erhielt 10 ha Grund. Im allgemeinen sind unsere Deutschen hier Bauern. Nur ganz geringe Ausnahmen kommen vor. Der Grund wird noch so bebaut, wie es der Vater und Großvater gelehrt hat. Neuerungen sind keine eingeführt worden. Wir wohnen hier in der Nähe des Schwarzen Meeres in einer stürmischen baumlosen Steppe. Da der Wald fehlt, fehlt es auch sehr oft an Regen, so daß das Getreide nicht selten unter der Dürre zu leiden hat. Unser Dorf ist bis auf wenige Ausnahmen von Deutschen bewohnt und zählt etwa 1 000 Seelen. Unsere Kinder besuchen die rumänische Staatschule, vom 7. bis zum 14. bzw. 16. Lebensjahr, nachdem sie zwei Jahre durch den rumänischen Kindergarten gegangen sind. Von der ersten Volksschulklasse ist eine Unterrichtsstunde in Deutsch und Religion pro Tag und Klasse eingeführt. Daß es dabei mit dem Lesen und Schreiben in der deutschen Muttersprache immer schlechter bestellt sein wird, kann der Außenstehende wohl am besten beurteilen. Die soziale Not ist groß. Eine planmäßige Wirtschaft und genossenschaftlicher Zusammenschluß besteht nicht.“

Wie dieser Ruf vom Schwarzen Meer, so erklingen auch Stimmen aus dem Buchenland und aus der Batscha, die von der unstillbaren Heimatssehnsucht, dem in der Selbstbesinnung fruchtbar gewordenen Heimweh dieser auf einsamen Außenposten lebenden Deutschen künden. Voller Dankbarkeit berichtet ein Deutscher aus Galizien, J. Huber, dessen Familie dem Ruf des rumänischen Wojewoden nicht gefolgt war und nunmehr 154 Jahre dort anässig ist, von der Heimkehr seines Sohnes, dem ein Besuch in der pfälzischen Heimat vergönnt war. Wer in der beschaulichen Geborgenheit seiner binnendeutschen Heimat diese rührenden Worte liest, der kann es kaum ermessen, was es für diese Deutschen dort draußen bedeutet, wenn ein Hauch von

der großen deutschen Heimat zu ihnen hinüberdringt. Wer einmal dort hinten in Galizien nach unerwarteter Begegnung die Hand eines Deutschen in der seinen hielt und sah, wie der andere stumm und verlegen wurde von dem Erlebnis, einen

Fremden zu begrüßen, der doch ein Gleicher war wie er, der seine Sprache und seinen Blick verstand, dem schrumpften die binnendeutschen Sorgen und Alltagsnöte ins unsichtbar Kleine zusammen vor der großen Einsamkeit solchen Schicksals.

F.

Wer weiß von euch, ihr Dörflein sturmumbraust,
Wer weiß von deutscher Arbeit hier im Osten?
Es hat manch Wetterschlag euch arg zerzaust,
Doch niemand schelte euch verlörnte Posten!

Die Macht Der Mutterproch

Erzählung aus dem Buchenland von Jakob Rau

Un me schöne Junimittag is mei Großmutter uff de Haustürschwellig g'loh, hot g'flückt un hot uns Kinner e G'schicht verzählt:

Vor viele, viele Johre, wie ich noch e kleines Mädchen war, war ich bei mein Ankel. Dem sei Altschter, de Ferdnand, hot studiert. Un wann der mol aus der Stadt hemmkommen is, hot er nor immer hochdeutsch geredd. Sei Vatter hot das net leide könne un hot 'm manchesmol g'faat: „Buh, redd wie d'r de Schnawivel gewachst is“. Der Ferdnand anwer hot norre e überleener Blick for sei Vatter g'hat. Das hot 'r so lang g'macht, bis 'n sei Mutter mol hergemum un 'm die Lesitte geles hot. Er hot ihr ach versprochen, daß er dahem nimmi hochdeutsch reddde wollt un ach mehr Interesse for die Wertschaft hätt.

Un 'm schöne Morjet geht d'r Ferdnand in de Kuhstall — un denkt eich, er hot sich noch net mol die Nas zugehall — guckt sich die Küih, die Kälver un alles, was im Stall is, an. Bum dort geht er in die Scheier un trefft sei Vatter. Der Alte, wie er ne komme sieht, stellt er sei Reche, mit dem er grad rombantiert hot, an die Fennwand un gukt'n Ferdnand an.

„Gut Morje, was macht ihr da, Vater? Ihr solltet wirklich das Arbeiten schon sein lassen; ich glaube, Ihr hättet genug gearbeitet in Euerem Leben.“ — „Schwe-

wel net, Buh, weil ich bin heit net uffgeleet d'rzü. Gearweit muß werre, un 's is ach ganz gleich, wer's tut.“

Inzwise gukt sich der Ferdnand in der Scheier um. „Ach! Was sehe ich denn da, eine Maschine? Was ist das für eine, Vater?“ — „Das is een vun de neie Sämaschine.“

„Das ist ja sehr interessant,“ saut de Ferdnand un geht vun d'r Sämaschin zu d' eifne Eje, zum eifne Plug un kommt a an die Fennwand un sieht de Reche, denne sei Vatter zufälligerweis mit de Zämm auswärts an die Wand g'stellt hot, un frot: „Was ist das für ein Ding?“ Dabei macht er e Schritt gege de Reche. Der hott 'm anwer lanich druß geantwortet. Er hot nämlich, wie er gege die Fennwand gang is, 'm Reche uf die Zämm getret un de Recheftiel hot 'm gewaltig an de Kopp g'schlage. „Du verfluchter Reche!“ ruft de Ferdnand un reibt sich die Stern. „Warum hot'r 'n aach so hing'stellt!“ — „Hon ich?“ saut der Alte un lacht, daß 'm die Aue träne. „Du liemer Himmel, hon ich dann g'wißt, daß Du net mehr weißt, was e Reche is un daß Du 'm so ungeschickt uff die Zämm trete werst? Un wann ich g'wißt hätt, daß e Schlag an de Kopp so e gutes Mittel is vor Dei Erinnerungsvermöje uffzuzrische, ich hätt de Reche schun vor vier oder fünf Johr an die Fennwand g'stellt!“¹⁾

¹⁾ Aus „Unsere Heimat“, Heimatbrief aus der Saarpfalz, Folge 2.

Gottfried Fittbogen

Vom Feuerspruch zum Nationallied

Die Geschichte des Liedes der Deutschen in Polen
und Westpreußen

Manche der Lieder, welche die deutschen Siedlungs- und Volksgruppen als ihre Heimat-, Stammes-, Gemeinschaftslieder (oder wie man sie sonst nennen will) singen, haben eine interessante Geschichte. Das Lied der Galiziendeutschen z. B. ist im Jahre 1909 entstanden, ist aber vor dem Weltkriege kaum gesungen worden und dann, nach Ausbruch der Kriegeres, vollends in Vergessenheit geraten.

So war es Gottes Rat und Schluß,
So war's des Schicksals Wille;
Es zogen aus mit schwerem Fuß
Die Väter ernst und stille;
Sie zogen in das Ost-Grenz-Land
Nach Polens fernen Marken,
Zu bau'n das Land mit starker Hand,
Mit Pflug und Eisenhacken.

.....
Der deutsche Pflug, die deutsche Art,
Sie sollen nimmer rosten,
Wir halten aus, in Treu geschart,
Als deutscher Stamm im Osten.

Nicht viele von den Deutschen in Galizien, die dieses Lied heute nach der Weise vom „Gott, der Eisen wachsen ließ“ als ihr Bekenntnis singen, werden wissen, wer sein Dichter ist. Wenigen nur wird es auch bekannt sein, daß er ein Sudetendeutscher gewesen ist, der 1850 bei Saaz in Böhmen geborene Anton August Naas, der als „ein Vorkämpfer volksdeutscher Dichtung und für eine gediegene deutsche Volkskunst“, dieses Lied bereits im Jahre 1909 den deutschen Brüdern im östlichen Polen widmete¹⁾. Erst zu

Beginn der zwanziger Jahre wurde es wiederentdeckt und hat sich dann als das Lied der Galiziendeutschen schnell durchgesetzt.

Ähnlich wie das Schicksal des Liedes der Galiziendeutschen ist auch die Geschichte des Liedes „Was auch daraus werde: Steh zur deutschen Erde!“, das die Deutschen in dem an Polen gefallenem Teil von Posen-Westpreußen bei ihren Versammlungen singen. Entstanden ist es schon vor dem Kriege, zu einer Zeit also, als die Deutschen in Posen und Westpreußen noch keine Sonderstellung einnahmen, und ein besonderes Lied für sie daher noch nicht nötig war. Später, nach dem Kriege, als sie eines solchen Liedes bedurften, haben sie aus ihrem Schoße kein neues Lied hervorgebracht, sondern sie konnten ein bereits vorhandenes Lied übernehmen und sich aneignen. Wenn auch dieses Lied ursprünglich keine Beziehungen zur Heimat der Posener und Westpreußen hat, so ist es doch genau so wie das Lied der Galiziendeutschen aus volksdeutschem Kampf erwachsen. Das zeigt seine Geschichte.

Der Dichter dieses Liedes, Heinrich Gutberlet, stammt nicht aus dem Osten, sondern aus dem Westen; Hessen-Nassau ist seine Heimatprovinz, Hersfeld sein Geburtsort (geboren 1877); aber schon früh verlor er die Heimat. Den größten Teil der Jugend verlebte er im Königreich Sachsen (1890—1906), zum Teil im Erzgebirge, ganz nahe der böhmischen Grenze (in Auerbach). Von hier aus kam er früh nach Böhmen, er-

¹⁾ Vgl. Gottfried Fittbogen „Das Lied der Galiziendeutschen“ in Dt. Monatshefte in Polen Jg. 4 Hef 9 März 1938.

hielt auf seinen Wanderungen den unmittelbaren Eindruck von der Bedrängnis, in der sich die Deutschen damals bereits den aufsteigenden Tschechen gegenüber befanden; 1891 hatte der österreichische Ministerpräsident, der Pole Badeni, die Sprachverordnungen erlassen, die den heftigsten Widerspruch der Deutschen herausforderten. Aus diesem Erlebnis auf böhmischem Boden ging Gutberlets erste Gedichtsammlung hervor: *Böhmerland — deutsches Land. Gedichte aus der Ostmark.* (In den späteren Auflagen ist der Untertitel zum Haupttitel geworden; die Sammlung heißt jetzt: *Kampflieder aus der Ostmark. Böhmerland — deutsches Land.*) (5. Auflage. Leipzig. Verlag von Frankenstein und Wagner. 77 Seiten.) Mit diesen Gedichten trat der jugendliche Gutberlet — er war erst 21 Jahre alt — als einer der ersten reichsdeutschen Dichter für die Volksgenossen in den Sudetenländern ein. Der volksdeutschen Richtung ist er seither treu geblieben²⁾. Seine Erfahrungen bei den Deutschen in Böhmen hatte sie ausgelöst.

Mit der Übersiedlung nach Berlin (1910), das seitdem seine zweite Heimat geworden ist, wurde Gutberlet den Vorgängen in Böhmen fernergewückt; aber er kehrte doch gern zu seiner ersten Liebe zurück. Bei einem Sommeraufenthalt im Erzgebirge im Jahre 1913 gewahrte er, daß in den inzwischen verflossenen anderthalb Jahrzehnten die Bedrängnis der Volksgenossen in Böhmen unter dem Zeppter der Habsburger noch größer, die Aussicht auf Erlösung aus dieser Lage noch geringer geworden war. Erschüttert von diesem Eindruck schrieb er (in Oberbärenburg) ein Gedicht:

Feuerspruch.

Was auch daraus werde:
 Steh zur deutschen Erde,
 Bleibe wurzelstark!
 Kämpfe, blute, werbe
 Für dein höchstes Erbe!
 Siege oder sterbe,
 Deutsch sei bis ins Mark!

Was dich auch bedrohe:
 Eine heilige Lohe
 Gibt dir Sonnenkraft!
 Laß dich nimmer knechten,
 Laß dich nie entrecchten!
 Gott gibt den Gerechten
 Wahre Heldenschaft!

Das Gedicht wurde zuerst in der „Täglichen Rundschau“ veröffentlicht, bald danach im Liederheft des Bismarck-Ausschusses, das zur Feier von Bismarcks Geburtstag, die, wie alljährlich zur Zeit des 1. April stattfand, erschien. Aufgenommen wurde es dann in die nächste Gedichtsammlung Gutberlets, die unter dem Titel *Trukfanfaren* noch vor dem Ausbruch des Weltkrieges erschien.

Das durch den Blick auf die Deutschen Böhmens angeregte Bekenntnis zum eigenen Volkstum als dem „höchsten Erbe“, das in diesen Versen enthalten ist, fand schon damals viel Anklang. Und zwar besonders an zwei Stellen: bei den Komponisten und in der Jugendbewegung. Mehr als ein Duzend Komponisten haben Melodien für den „Feuerspruch“ geschaffen. Hugo Cauer hat das Gedicht als achttimmigen Chor herausgebracht; er wurde auf den deutschen Sängerversammlungen in Wien und Breslau gesungen, u. a. auch von der Berliner Liedertafel und den deutschen Sängerschaften.

In der Jugendbewegung ist vor allem der völkische Jugendwanderbund „*Adler und Falken*“ zu nennen, der 1920 von Wilhelm Rohde gegründet wurde; Gutberlet wurde schon früh von der Jugendbewegung geschätzt. Aber der Bund der „*Adler und Falken*“ trat in ein engeres Verhältnis zu ihm. Er schrieb nämlich den Feuerspruch auf seine Bundesfahne und stellte ihn an die Spitze seines Aufrufs und seines ersten Bundeshefts vom Februar 1920. Und jedesmal am 29. Februar, dem offiziellen Gründungstage, dessen Feier nur alle vier Jahre begangen wurde, traten die Horste der Adler und Falken in Deutschland, Österreich und im Sudetenland zusammen, bildeten einen Kreis und sangen beim Lodern der Flammen den „Feuerspruch“.

²⁾ Genaueres über ihn und seine Dichtung siehe bei Frits Fink, Heinrich Gutberlet. Eine Einführung in das Schaffen des Dichters. Berlin-Charlottenburg 1930. Verlag Heinrich Wilhelm Hendrick. 75 Seiten.

Auf vielen Wegen also breitete sich der „Feuerspruch“ aus, oft mit, oft aber auch ohne den Namen des Dichters. Es ist die bekannte Erscheinung: die Menschen singen und schätzen ein Lied, fragen aber nicht danach, wem sie es verdanken. Im Ganzen ist das positiv zu werten: das Gedicht ist ein eigenes Lebewesen, es geht seinen eigenen Weg; die Person des Dichters tritt zurück. Aber es ist für den Dichter nicht immer ganz leicht, wenn er sein Produkt irgendwo ohne den Namen des Schöpfers gedruckt liest, oder es steht gar ein falscher Name darunter, wenn auch nur aus Unkenntnis oder Unachtsamkeit. Es ist aber auch vorgekommen, daß ein anderer sich selbst als Verfasser angab und sogar — grotesk genug — unter Hinweis auf das Gesetz zum Schutze des geistigen Eigentums Einspruch dagegen erhob, daß Gutberlet als Verfasser des Feuerspruchs genannt wurde.

Auf diese Weise wird der „Feuerspruch“ auch bei den Deutschen in Polen, besonders bei den Deutschen in Posen-Westpreußen, bekannt geworden sein. Gewiß schätzte auch die Jugendbewegung in Posen-Westpreußen den „Feuerspruch“, wenn auch Einzelangaben darüber nicht vorliegen. Aber nicht dadurch wurde er allgemein bei den dortigen Deutschen eingebürgert. Der Anstoß dazu kam von einer anderen Seite.

Im September 1923 erschien wiederum eine neue Vertonung des „Feuerspruchs“, von Oskar Rüppel, und zwar, zusammen mit dem Text von Gutberlet, in einer weitverbreiteten Zeitschrift, in Westermanns Monatsheften. Bei einem musikalisch begabten Leser dieser Monatshefte in Polen zündete der „Feuerspruch“. Wie viel mehr hat doch einem Deutschen in Polen der Text des Gedichtes zu sagen als einem Reichsdeutschen! Der Reichsdeutsche lebt nur mit Deutschen zusammen, sein „höchstes Erbe“ tastet niemand an. Wie ganz anders der Deutsche in Polen! Wie viel mehr Leben gewinnt der „Feuerspruch“ für ihn; er ist für ihn nicht bloße Theorie, er hat sie täglich und stündlich in der Praxis zu erproben; der „Feuerspruch“ wird für ihn zum politischen Glaubensbekenntnis.

Um das aber für die ganze deutsche Volksgruppe in Polen werden zu kön-

nen, bedurfte er einer andern Melodie, einer einfachen, kräftigen Melodie, geeignet, von einer Volksversammlung leicht aufgefaßt und als gemeinschaftliches Bekenntnis gesungen zu werden. Der Versuch, eine solche Melodie zu schaffen, gelang. Sie erschien unter dem Titel „Feuerspruch“ (von Heinrich Gutberlet). Für seine lieben deutschen Volksgenossen in Polen vertont von Eugen Naumann.

Eugen Naumann aber war den Deutschen in Polen kein Unbekannter. Er war einer ihrer führenden Männer: Senator und Vorsitzender des Klubs der deutschen Abgeordneten und Senatoren im polnischen Parlament, dem Sejm. Von der neuen Melodie getragen, fand der „Feuerspruch“ nun wirklich unter den Deutschen in Polen Verbreitung; allerdings nicht in ganz Polen. Denn jede der deutschen Siedlungsgruppen in Polen ist eine Einheit für sich, hat ihre besondere Geschichte und Eigenart. Aber in der Siedlungsgruppe, in der Eugen Naumann selbst lebt, bei den Deutschen im ehemaligen Posen-Westpreußen, hat es sich durchgesetzt; es wird bei allen feierlichen Gelegenheiten gesungen. Es ist das Nationallied der Deutschen in Posen-Westpreußen geworden.

Dabei mußte sich der Text eine kleine Änderung gefallen lassen. In Polen können die Deutschen nicht singen: „Steh zur deutschen Erde“; es muß bei ihnen heißen: „Steh zur Heimat Erde“. Zwei andere Änderungen sind rein zufällig und ohne jede sachliche Bedeutung. Naumann hat hier einfach den Text in der Form, wie ihn Oskar Rüppel in Westermanns Monatsheften abgedruckt hatte, wiedergegeben. Rüppel hatte dort nämlich die Reihenfolge der beiden Strophen vertauscht und außerdem in der ersten Strophe (bei ihm ist es die zweite Strophe) ein Wort geändert; statt „was auch daraus werde“ heißt es bei ihm: „Was auch in mir werde“. Diese beiden Änderungen hat Rüppel vermutlich bereits von seiner Vorlage übernommen; Gedichte, die starke Verbreitung finden, sind leicht derartigen Änderungen ausgesetzt. In dieser Naumann-Rüppelschen Form also wird der „Feuerspruch“ von

den Deutschen in Posen-Westpreußen gesungen.

Und nicht nur gesungen. Auch bei andern Gelegenheiten wird der „Feuerspruch“ als deutsches Bekenntnis benutzt.

Am schönsten und ernstesten vielleicht in der Todesanzeige eines Deutschen, der von polnischer Hand getötet wurde; sie lautet (Posener Tageblatt vom 15. April 1935):

„Durch Mörderhand fiel am Sonnabend unser Vorstandsmitglied und treuer Volksgenosse

Rudolf Riet

aus Neubütte. Ein echter, treuer, deutscher Kamerad ist von uns gegangen. Sein Tod bleibt uns ein ewiges Mahnmal für deutsche Treue und Pflichterfüllung:

Was auch daraus werde,
Steh zur Heimerde,
Bleibe wurzelstark!
Kämpfe, blute, werbe
Für dein höchstes Erbe.
Siege oder sterbe!
Deutsch sei bis ins Mark!“

Fuhrmann im Wintermorgen

Wie ausgestorben ist die Stadt.
Es schreit der Wagen unterm Rad.
Die Kälte frisst. Der Schneewind pfeift.
Die Pferde dampfen, weißbereift.

Aus einem dunkeln Wolkewall
aufsteigt wie Blut der Sonnenball
in einem Hochgebirge von Dunst.
Die Fenster glühn in Feuersbrunst.

Längst wurden auch die Schläfer wach.
Rauchfahnen wehn von jedem Dach.
Es kräht ein Hahn. Es bellt ein Hund.
Die Stunde singt ein Glockenmund.

Der Fuhrknecht springt von seiner Bank.
Den Koffen bringt er Korn und Trank
und deckt die warmen Leiber zu.
Der Stadtkrug winkt zu farger Kuh.

Der Fuhrknecht kommt von nächt'ger Fahrt.
Er krustet sich das Eis vom Bart,
stopft seine Pfeife, kraut den Schopf
und neigt sich auf den Kaffeetopf.

Willibald Omankowski

Henry von Heiseler, der rußlanddeutsche Dichter

Das Rußlanddeutschtum als Ganzes genommen, also die Deutschen im einstigen Russischen Reich mit Einschluß der Baltentum, zerfällt nach seiner Geschichte und nach seiner sozialen und kulturellen Struktur in zwei gesonderte Welten. Dem eigentlichen Rußlanddeutschtum, den Nachkommen der bäuerlichen Siedler der zweiten Hälfte des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, diesen zwei Millionen Bauern standen gegenüber ein zahlenmäßig geringes deutsches Städtertum und die 200 000 Balten, deren Geschichte auf die Aufseglung Livlands durch Lübbische Kaufleute im 13. Jahrhundert, den Schwertbrüder- und den Deutschen Orden zurückgeht. Die Gegenätze zwischen diesen beiden Gruppen des Rußlanddeutschtums treten klar in ihrem dichterischen Schaffen zutage. Das bäuerliche Rußlanddeutschtum hat keinen eigenen Baum im deutschen Dichterwald, denn des Kolonisten Lübsack „Einsam kämpft das Wolgaland“ ist doch eine Geschichte des Wolganddeutschtums, wenn sich auch die Sprache zuweilen ins Dichterische erhebt, und Samuel Keller (Ernst Schroll) mit seinen frommen Abenteuergeschichten ist Städter, wenn er auch ins Kolonistentum Südrußlands eingetaucht ist. Das Rußlanddeutschtum ist mithin der Teil des Auslanddeutschtums, der dichterisch am wenigsten geleistet hat. Das Baltentum dagegen hat bis auf den heutigen Tag die meisten schöpferischen Geister auf diesem Gebiet, seit Reinhold Lenz, dem Freunde Goethes, zu verzeichnen. Heute stehen eine ganze Reihe baltischer Romanschriftsteller und Lyriker in der deutschen Dichterfront. Doch ist es dem Baltentum versagt geblieben, dem deutschen Volk einen wirklich großen Dichter zu schenken, wie es ihm auf wissenschaftlichem Gebiet der Welt erstklassige Größen geschenkt hat.

Da mutet es wie ein Wunder an, daß gerade das Rußlanddeutschtum vor der Zerstörung seiner Kultur durch den Bolschewismus den großen Dichter des

Deutschtums im Auslande hervorgebracht hat, der alle andern, selbst die volksnahen Epiker der Siebenbürger Sachsen, hinter sich läßt. Es ist Henry von Heiseler (1875—1928), den auch Wilhelm Schneider in seinem trefflichen Buch „Die auslanddeutsche Dichtung unserer Zeit“ den größten Dichter des Auslanddeutschtums nennt.

Heiseler ist keineswegs, wie Fr. Wolters in seinem George-Buch behauptet hat, „im tiefsten Rußland unter dem Schatten des Kremls aufgewachsen“. Er kam nicht aus dem Kolonistentum, sondern das kulturell und traditionsmäßig dem Baltentum nahestehende und auch von baltischen Elementen durchsetzte Deutschtum der Hauptstadt St. Petersburg ist es, dem die ursprünglich aus Oldenburg stammende Familie v. Heiseler durch Generationen angehörte. Es ist ein glänzender Beweis für die Eigenständigkeit des hohen Kultur-niveaus dieses 50 000—60 000 Köpfe umfassenden Petersburger Deutschtums mit seinen alten Gemeinden, seinen berühmten Schulen und Wohlfahrtsanstalten, daß ein solcher Dichter in ihm wachsen konnte, der trotz tiefster Erfassung der russischen Kultur und der russischen Volksseele urdeutsch war. Der Kenner der russischen Literatur Dr. Arthur Luther, früher Moskau, jetzt Leipzig, schreibt von ihm in der „Deutschen Post aus dem Osten“:

„Heiseler nimmt unter den deutschen Dichtern des letzten Vierteljahrhunderts eine ganz einzigartige Stellung ein. Nirgends findet sich eine so harmonische Verbindung deutschen und russischen Wesens wie bei ihm. Seine Liebe zu Rußland war eben nicht „literarischen“ Ursprungs, nicht das Ergebnis fleißiger Dostojewskij-Lektüre oder gelegentlicher Rußland-Reisen; sie entsprang vielmehr einem wirklichen Bewachsensein mit russischer Erde und russischen Menschen. Und doch war der gebürtige Petersburger kein Russe, der in deutscher Sprache dichtete, sondern ein deutscher Dichter mit deutscher Seele. Das zeigen

am deutlichsten gerade seine herrlichsten Dramen — das Parzival-Drama und das Adventspiel „Die Nacht des Hirten“.

In der Schrift „Henry v. Heiseler: Sein Weg in den Werken“ hat sein Sohn Bernt berichtet, daß der Vater das deutsche Wiedemann'sche Privatgymnasium besucht und nach dem Dienstjahr im russischen Heer sich ein Jahr geschichtlichen und philologischen Studien an der Petersburger Universität gewidmet hat, an der hervorragende Professoren lehrten. Er war jedenfalls, als er mit dreißig Jahren nach München ging, ein Mann von feingeschliffenem Geist und umfassender Bildung. Er hatte einen Zug ins Universale, übersprang staatliche und nationale Grenzen und erfaßte tiefeindringend in Übersetzungen nicht nur die Dichtung Rußlands, sondern auch die englische und französische. Er hat alle Dramen Puschkins, aber auch Robert Browning, Keats, W. B. Yeats und andere übersetzt.

Der junge Petersburger wurde ganz Münchener, gründete eine Familie und sammelte in seinem Dichterheim „Vorderleiten“ bei Brannenburg in Oberbayern einen regen Freundeskreis um sich. Unzweifelhaft hat Stefan George großen Einfluß auf ihn gehabt. Die Jugendlyrik Heiseler's steht mit ihrer kühlen Gedanklichkeit im Zeichen des Meisters. Die ersten Gedichte „Einzelreden“ erschienen 1903. Stefan George widmete Heiseler im „Siebenten Ring“ den Bierzeiler:

An Henry.

Das Leben zog um dich den schönen Jaun.
So brauchst dir nie vor schlucht und stut zu graun
Für viele zier gibst du dich keinem ganz
Und fliehst mit letztem streit den letzten franz.

George mag recht haben in bezug auf die Jugendlyrik und die ästhetisch-übernational bestimmte Weltanschauung des jungen Petersburgers. Heiseler selbst hat später gesagt, er könne es nicht mehr fassen, wie er einmal davon geschwärmt habe, der ganzen Menschheit anzugehören sei besser, als einer bestimmten Nation. Jetzt wisse er, daß er überhaupt nur dann „ganz Mensch sein könne, wenn er vorher ganz Deutscher, Russe, Malaie oder Chinese“ sei. In seinen frühen Dramen aber, der Tragödie „Peter und Alexej“

(1906) und dem märchenhaften Lustspiel „Die magische Laterne“ stürzt er sich schon in den letzten Streit und greift nach dem höchsten Kranz. Diese beiden im Kreml spielenden bühnergewaltigen Stücke sind von einer in der deutschen Dichtung sonst nicht vorkommenden Erfassung der russischen Seele getragen. Die grausige und doch nicht abstößende Gestalt Johanns des Schrecklichen, wie die des genialen Peters, der seinen Sohn töten muß, erregen Furcht und Mitleid. In beiden Stücken werden, wie auch in den späteren Dramen Heiseler's, — ob sie nun russische oder deutsche Stoffe behandeln — von einem hochgestimmten deutschen Dichter tiefste Menschheitsprobleme den Seelen nahegebracht.

Daß mit dem Weltkriege über den Dichter hereinbrechende schwere Schicksal und die Trennung von Deutschland hat ihn auch weltanschaulich ganz zum Deutschen gemacht. Beim Ausbruch des Krieges war er zufällig in Petersburg (zur Beerdigung des Vaters), mußte als russischer Offizier, wenn auch nicht an der Front, Dienst tun und auch nach Ausbruch der Revolution in Wologda — trotz heißer Liebe seiner Soldaten — Jahre körperlicher Leiden und seelischer Qualen erdulden. Erst 1922 gelang ihm die Flucht. In Rußland schrieb er, wo ihm der Traum von Deutschland immer mächtiger emporstieg, jene Worte von der Zugehörigkeit zum deutschen Volk als der einzigen Realität und fügte hinzu:

„Vielleicht muß ein Mensch in meiner Lage gewesen sein, um überhaupt auf solche Gedanken zu verfallen. Anderen ist die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Nation ein selbstverständlicher Besitz. Ich aber, zwar von deutschem Blut, aber in Rußland geboren und erzogen, habe mir diesen Besitz erst erwerben müssen. Oder vielmehr, das Leben hat mir diesen Besitz geschenkt, jetzt brauche ich nichts mehr zu tun, als ihn mein ganzes weiteres Leben hindurch zu bewahren.“

In seinen Tagebuchaufzeichnungen, den Marginalien, aus den Jahren 1918—21 kreisen seine Gedanken immer wieder um das Verhältnis der Völker zueinander und der einzelnen zu ihren Völkern und ihrer Sprache. Wie heiß er sich bemüht um das Geheimnis frem-



Henry von Heiseler
Die Totenmaske des Dichters

der Sprachen und das nie ganz erreichte Ideal einer Übertragung fremder Dichtung ins Deutsche, so fest überzeugt ist er davon, ein deutscher, nur ein deutscher Dichter zu sein, und macht nie den Versuch, in russischer Sprache zu schreiben.

Nur sechs Jahre waren dem Dichter noch beschieden, nachdem er in die deutsche Heimat zurückgefunden hatte. Sie sind erfüllt von leidenschaftlichem literarischem Schaffen. Neben einer reichen Übersetzungstätigkeit schrieb er zwei Novellen, eine Reihe Dramen und auch die nun von George'schem Einfluß völlig freien Gedichte, die in seinem Nachlaß erschienen sind. Das einzige in der Sowjetunion geschriebene Stück ist das Drama „Griska“, das unter Sträflingen in Sibirien spielt. Es ist auch das einzige Stück, in dem sich der krassen Realistik des Lebens gegenüber dem Dichter der Verzweiflung hat. Und die gleichfalls in Sowjetrußland spielende Erzählung „Was es Ende“ erschien 1926 in der Form eines aufgefundenen Dokuments, und lange galt Heiseler in der deutschen Öffentlichkeit nur als der Herausgeber. Es handelt sich um die Niederschrift eines jungen russischen Offiziers in einem bolschewistischen Gefängnis. Der Dichter läßt den schlichten Menschen durch die Todesgewißheit und Vertiefung zur inneren Überwindung des Todes gelangen, bevor ihn die Kugel des Henkers trifft. Seine scheinbar unbeholfenen und doch an das Geheimnis des Todes greifenden Gedanken enthalten viel von russischer Seele, geformt von deutscher Meisterhand.

Einen Gipfel seiner Schöpferkraft erreicht Heiseler in den nun entstehenden Dramen. Im lieblichen „Hochzeitsspiel: Der junge Parzival“ tritt neben die Personifikation knabenhafter reiner Männlichkeit Kondiwiramur als reinste Verkörperung der Jungfräulichkeit. Die kraftvoll und wie stets bei Heiseler in bühlenstarken Bildern fortschreitende Handlung wird von einem Konflikt höchster Seelenkeuschheit vorwärtsgetrieben.

Auch in der Bearbeitung des griechischen Stoffes „Rückkehr der Alkestis“ wird es einem klar, in welchen Höhen sich dieser große Menschheitsdichter bewegt. Hofmannsthal übernimmt in

seiner Bearbeitung desselben Stoffes allerhand Kontraste aus dem Griechischen, um die Handlung farbiger zu gestalten: Herakles muß zuerst als taktloser Säufer erscheinen, bis er sich zur rettenden Tat der Besiegung des Todes aufrafft; der Vater des Admet repräsentiert das gemein egoistische Alter usw. Heiseler verzichtet auf diese Dissonanzen und schafft ein Stück von strahlender Stilreinheit und Harmonie, des großen Problems des Todes würdig.

Der Tod, der der eigentliche Held des packenden Einakters „Die jungen Ritter von Sempach“ ist, bringt auch in der letzten großen Tragödie Heiseler's „Die Kinder Godunofs“ die Lösung. Godunof ist der Träger der Handlung. Der einstige Mörder des Kindes Dmitri glaubt, durch eine gütige und weisheitsvolle Regierung seine Schuld gesühnt zu haben und seinen geliebten Kindern, dem Sohn Fjodor und der Tochter Ksenja, ein glückliches Volk zu hinterlassen. Da bricht das Werk zusammen (der Pseudo-Dmitri bleibt hinter der Bühne). Die Schläge, die ihn treffen, die Undankbarkeit des Volkes und der Bojaren, der Abscheu seines Sohnes öffnen ihm die Augen zu höchster Erkenntnis in seine Schuld und die wahre Sühne. Die Helferin ist die seinem Herzen am nächsten stehende Tochter Ksenja. Nachdem er sich ihr in Wahrheit gezeigt, überwindet er sterbend die Schuld. Die Schlussszene zwischen Vater und Tochter gehört zum Tiefsten und Schönsten, was die deutsche Literatur zu bieten hat.

Bezeichnend für diesen Dichter ist es, daß er selbst ein kleines Adventsspiel „Die Nacht der Hirten“, alle Konventionen überwindend, in schönen dramatischen Bildern nicht nur gefühlsmäßig, sondern auch gedanklich reich zu gestalten vermochte.

Und das Merkwürdige und Tragische an diesem Großen ist der zum Teil durch seinen sonderbaren Lebenslauf bedingte Umstand, daß er seinem Volke ganz unbekannt geblieben ist. Wohl sind seine Schriften, oft nach jahrelangem Ruhen, erschienen; auch die meisten seiner Stücke haben eine Aufführung — immer mit großem Erfolge — erlebt. Trotzdem wurde die jetzt, zehn Jahre nach seinem

Tode, von seinem Sohn Bernt v. Heifeler besorgte Ausgabe seiner gesammelten Werke¹⁾ von einem großen Teil der deutschen Presse begrüßt, als handele es sich hier um einen neuen Dichter. Es hat sich sogar eine Bühne zu einer Aufführung eines Dramas von

Heifeler wieder entschlossen. Das ist viel zu wenig. Eine so sehr der Tat und dem Kampf hingeebene Zeit sollte diesen Dichter der Verinnerlichung mit offenen Armen empfangen und sich in ihn als den Verkünder allgütiger Menschheitswerte in urdeutscher Fassung vertiefen.

¹⁾ Band I: Erzählungen in Prosa, 231 S.; Band II: Gesammelte Gedichte, 242 S.; Band III: Die Dramen, 340 S. Herausgegeben von Bernt von Heifeler. Karl Rauch Verlag Marktleberg bei Leipzig. 1938.

Germanische Kultureinheit

Aus den Marginalien von Henry von Heifeler

Noch eine große Frage beschäftigt mich oft — es ist, kurz ausgedrückt, die Frage von der germanischen Kultureinheit. Es gibt wohl eine angelsächsische und eine deutsche Kultur — politischer Antagonismus zwischen Deutschen und Engländern, Engländern und Amerikanern, Dänen und Deutschen, Engländern und Holländern, Schweden und Norwegern hat seit Jahrhunderten das Entstehen einer allgermanischen Kultur verhindert. Mir scheint, hier liegen eine Pflicht und eine Aufgabe vor uns, auf die wir unbedingt hinzuwirken haben. Das Haupthindernis liegt einstuweilen in der politischen Feindschaft, die zwischen Deutschland und England besteht. Diese Feindschaft ist historisch erklärlich — ich selbst habe jetzt im großen Kriege den deutschen Englandhaß auf das stärkste geteilt — ganz instinktiv und völlig irrational —, aber man kann es nicht genug betonen, daß diese Feindschaft widernatürlich und tausendmal widernatürlich ist. Der größere Teil der Schuld daran, daß die angelsächsische und die deutsche Kultur nicht zusammenfließen wollen, fällt England zur Last — die Deutschen waren oft willig und verstehend genug, England aber hat fast beständig die deutsche Kultur bewußt abgelehnt (Scott, Carlyle, Browning sind Ausnahmen) . . . In einzelnen höchstgebildeten englischen und deutschen Persönlichkeiten aber ist die germanische Kultur-

einheit schon zur Tatsache geworden. Es gibt Menschen, denen die Namen Shakespeare und Goethe, Luther und Knog, Humboldt und Darwin, Keats und Hölderlin, George und Swinburne, Browning und Kleist, Froeding und Ibsen und Strindberg und Jacobsen, Whitman und Hauptmann eine große Einheit bedeuten; — und mir scheint, wir haben die Verpflichtung, alles dafür zu tun, ein solches Empfinden zum Allgemeinbesitz machen zu helfen. Zu diesem Zweck müßten vor allem Gesellschaften gegründet werden, deren Aufgabe die Pflege germanischer Kultur zu sein hätte. Es brauchten nicht etwa „allgermanische“ Gesellschaften zu sein — das Wort „Pan germanismus“ hat einen nicht recht angenehmen Beigeschmack — ich stelle mir aber ein Netz deutsch-englischer, anglo-amerikanischer, deutsch- und anglo-skandinavischer usw. Gesellschaften vor, das über alle germanischen Staaten hin verbreitet wäre und dessen Glieder untereinander in Verbindung stünden. In Deutschland würde ein solche Idee leicht Anklang finden — die Hauptschwierigkeit wäre, England dafür zu gewinnen. Möglich wäre es durchaus. Und mehr als das: es ist eine biologische Notwendigkeit. Diese Erkenntnis den Leuten beizubringen, wäre der erste Teil der Aufgabe, alles Weitere fände sich dann schon von selbst.¹⁾

¹⁾ Mit Genehmigung der Verlags des Gesammelten Werken Henry von Heifeler's entnommen, hrsg. von Bernt von Heifeler. Karl Rauch Verlag Marktleberg bei Leipzig. 1938.

Karl Hans Fuchs

Roman Dmowski - Josef Pilsudski

Zum Tode des Führers der polnischen Nationaldemokratie

Am 2. Januar 1939 ist der Führer der polnischen Nationaldemokratie Roman Dmowski in der Einsamkeit seines Landgutes Drozdowo bei Lomza gestorben. Die üblichen Nachrufe und Rückblicke auf das Leben und Wirken dieses Mannes beschränken sich im Allgemeinen darauf, seinen politischen Werdegang, das System seiner außenpolitischen Planung und weltanschaulichen Ideenwelt zu skizzieren und schließlich seinen Standort im neuen polnischen Staatsleben zu kennzeichnen, indem der krasse Gegensatz seiner Auffassungen zu denen des Marschalls Pilsudski und seiner Anhänger unterstrichen wird. Mit der trockenen Feststellung seiner grundsätzlichen Deutschfeindlichkeit und seiner Rolle eines idealen Oberhauptes aller polnischen Nationalisten pflegen diese Rückblicke erschöpft zu sein.

Für das Deutschtum im Osten — und nicht nur das in den preussischen Grenzprovinzen und den abgetrennten Gebieten an Weichsel und Warthe — weckt der Tod Dmowskis Erinnerungen an sein praktisches Wirken in der Vergangenheit und dessen Folgen für die allgemeine Gestaltung des Nachkriegseuropas. Und für das ganze Deutschtum, dem die umfassende Bedeutung aller Ostprobleme durch die Ereignisse des vergangenen Jahres deutlich genug sichtbar geworden ist, sollte er Veranlassung sein, von der Beurteilung der Persönlichkeit Dmowskis aus die Fehler zu überdenken, die in der Gesamtbeurteilung des polnischen Nachbarvolkes gemacht worden sind und die heute in teilweise recht naiver Umkehrung der alten Fehler von neuem gemacht werden. Der natürliche Abschluß eines Menschenlebens, das für viele tausende Schicksale von entscheidender Bedeutung gewesen ist, er-

scheint durch solche Überlegungen unter Perspektiven, die über den engeren Gesichtskreis der reinen Tatsächlichkeiten weit hinausgreifen, in welchem sich Nachrufe auf Persönlichkeiten des politischen Lebens üblicherweise bewegen.

Beginnen wir mit der bereits angedeuteten Antithese Dmowski—Pilsudski. Bis zum Jahre 1933, d. h. also bis zu der Umstellung der deutschen Außenpolitik unter nationalsozialistischer Führung, war man gewohnt, die Bedeutung der politischen Wirksamkeit Dmowskis vor, während und nach dem Weltkriege für die Entstehung des polnischen Staates als unbedingt bedeutender anzusehen, wie die Pilsudskis, wenn sie nicht gar für ausschließlich ausschlaggebend gehalten wurde. Die Wandlungen und Revisionen, die seitdem in dieser Beurteilung eingetreten sind, lassen sich nicht allein aus der verstärkten Autorität der außenpolitischen Führung des Reiches oder der gewissen Annäherung zwischen der deutschen und der polnischen Öffentlichkeit erklären, die als Folge der Normalisierungspolitik aufgetreten ist. Hier sind tieferliegende ideelle Wandlungen als Ursache zu erkennen.

Roman Dmowski war drei Jahre älter als sein im Jahre 1867 geborener Gegenspieler Pilsudski. Ebenso wie dieser entstammte er dem ehemaligen russischen Teilgebiet Polens. Beide also empfangen ihre ersten Eindrücke in der gleichen Zeit und unter den gleichen Verhältnissen. Die Stimmung des polnischen Volkes stand damals unter dem Eindruck des unglücklichen Ausgangs des polnischen Aufstandes von 1863 gegen die Russen. Tiefe Resignation und Lethargie beherrschte die Gemüter und erst allmählich erwuchs aus der polnischen Jugend ein neuer patriotischer

Geist des Widerstandes gegen die Schwächlichkeit des eigenen Volkes und den russischen Unterdrücker. Zu diesen jungen Patrioten gehörten auch Josef Pilsudski und Roman Dmowski. Und dennoch waren ihre späteren Wege so verschieden und führten sie zu unversöhnlicher Gegnerschaft über das Grab hinaus.

Während Josef Pilsudski ausgehend vom aktiven Sozialismus die „Idee des bewaffneten Kampfes“ und der unbedingten Feindschaft gegen das zaristische Rußland vertrat und an diesen Prinzipien unaufhörlich festhielt, entwickelte Roman Dmowski als Führer der im Jahre 1896 gebildeten „Nationaldemokratischen Partei“ das Programm eines friedlichen Zusammengehens des polnischen Bürgertums mit dem liberalen Bürgertum Rußlands. Während Pilsudski für das unabdingbare Ziel eines kleineren, aber selbständigen Polens eintrat, beschränkte sich Dmowskis Programm auf die Forderung einer Autonomie innerhalb des russischen Reiches. Forderte Pilsudski die ständige revolutionäre Auflehnung und den bewaffneten Aufstand gegen die russische Fremdherrschaft, so sah Dmowski in einer organischen Aufbauarbeit und Stärkung des Polentums innerhalb der einzelnen Teilgebiete die einzig richtige Methode. Und wenn Pilsudski fußend auf den historischen Traditionen in dem Vorstoß gegen Osten die natürliche Richtung einer polnischen Politik sah, so vertrat Roman Dmowski den Standpunkt, daß gerade darin der schicksalhafte Irrtum des untergegangenen Polenreiches bestanden habe und Polen vielmehr jeden Anspruch auf die sogenannten russischen Westgebiete aufgeben und den angeblich alten Weg der polnischen Piasten-Tradition, den Weg zum Meer wieder aufnehmen müsse, mit dem Ziel der Polonisierung und Gewinnung Posen, Schlesiens, Westpreußens mit Danzig und Ostpreußens mit Königsberg. Um dieses Ziel zu erreichen müsse Polen Rußland unterstützen und vorwärtstreiben in dem Bestreben, den Ring um Deutschland durch Einfügung in die von der Entente betriebene Einkreisungspolitik zu schließen. Während also Pilsudski aus den Kampfgruppen der von ihm geleiteten Polnischen Sozialistischen Partei Schützenverbände bildet, mit ihnen

erexziert, Offiziersschulen gründet usw., um sie als polnische Soldaten in einem offenbar phantastischen Waffenkampf gegen Rußland einzusetzen, finden wir Roman Dmowski auf der Tribüne des russischen Reichstages, wo er für eine militärische Stärkung Rußlands eintritt. Und während Pilsudski mit seinen schlecht ausgerüsteten Legionen ohne Aussicht auf praktische militärische Erfolge auf Seiten der Mittelmächte in den Krieg gegen Rußland zieht, nur weil „das polnische Schwert in der Wagschale der Entscheidungen nicht fehlen“ dürfe, spielt Dmowski den Russen das von diesen seit über 100 Jahren unterdrückte Kongreßpolen geradezu in die Hände, sorgt für eine rußlandfreundliche Haltung der bürgerlichen und wirtschaftlichen polnischen Kreise in den anderen Teilgebieten und entfaltet schließlich eine lebhafte diplomatische Reisetätigkeit in den Ländern der Alliierten, um dort unermüdlich seine Ziele zu propagieren: Posen, Schlesien, Westpreußen, Ostpreußen für Polen!

Bekannt ist seine Reise mit dem polnischen Klaviervirtuosen Paderewski nach Nordamerika, wo sich dieser „in die Herzen der Amerikanerinnen spielte“ und so das amerikanische Publikum für die polnische Sache entzündete, während Dmowski den Präsidenten Wilson durch die Drohung mit den polnischen Wählermassen zur Preisgabe seiner Auffassung vom „Zugang zum Meer“ zugunsten der polnischen Annektionstheorie zwang. Ebenso wußte Dmowski in den Vorverhandlungen zum Versailler Diktat den polnischen Interessen Geltung zu verschaffen, indem er über die Berater Wilsons die Anschauung der mit den Verhältnissen überhaupt nicht vertrauten Vertreter der Entente im polnischen Sinne beeinflusste.

So hat es schon seine innere Bedeutung, daß unter dem Versailler Diktat, in dem das Schicksal der ostdeutschen Provinzen entschieden wurde, die Unterschrift Roman Dmowskis und nicht Josef Pilsudskis steht. Wenn man zwar nicht behaupten kann, daß der polnische Staat etwa ausschließlich in Versailles durch die Feinde Deutschlands, nur durch einen diplomatischen Akt allein geschaffen worden

sei, so sind doch seine Grenzen dort bestimmt und die schwachen Ansätze eines eignen Staatsapparates in Warschau durch die Garantie der Feindbundmächte gestärkt und erst zum Leben geführt worden.

Hier in dieser Frage liegen aber zugleich die Momente, die für das Polenbild der Jahre vor 1933 entscheidend waren. Für die bürgerliche Außenpolitik der Weimarer Politik — um von der Verräterpolitik der Linken einmal abzusehen — galt als höchstes und einziges Ziel die Wiederherstellung der Vorkriegsgrenzen, d. h. also der alten Grenzen Preußen-Deutschlands. Schon im Jahre 1927 ist Adolf Hitler in seinem Buch „Mein Kampf“ gegen diese Politik der kleindeutschen Beschränktheit aufgetreten und hat sie nun im großdeutschen Jahr 1938 durch die erfolgreiche Tat seiner groß und umfassend angelegten Außenpolitik glänzend und endgültig widerlegt. Bei der kleindeutschen Auffassung, wie sie in der deutschen Öffentlichkeit vor der Durchdringung mit dem Geist großdeutsch-völkischer Gemeinschaft vorherrschte, war es erklärlich, daß man die Bedeutung Polens ausschließlich unter der Perspektive der preußisch-deutschen Ostgrenzen betrachtete. Logischerweise mußten dieser Öffentlichkeit Dmowski und die von ihm geführten Nationaldemokraten als die einzig beachtenswerten inneren Faktoren Polens erscheinen. Denn eben diesem Dmowski und seiner Richtung war ja die Lostrennung der deutschen Ostprovinzen durch Versailles zu verdanken.

Man mißverstehe uns nicht: Wir sind weit entfernt, etwa den Standpunkt zu verwerfen, daß die abstimmungslose und willkürliche Abtrennung deutschen Volkshodens im Osten ein Unrecht gewesen sei, eins der größten im Versailler Diktat überhaupt. Wir unterschätzen auch nicht die Rolle, die diese Frage für die Entwicklung des deutsch-polnischen Verhältnisses spielen mußte. Das kann und darf aber niemals eine Ursache sein, über dieser partiellen Betrachtungsweise zu übersehen, daß Polen außer mit Deutschland auch noch mit Rußland, Litauen, Rumänien und der Tschecho-Slowakei gemeinsame Grenzen hat und daß es deshalb auch für die baltischen und die

südosteuropäischen Probleme seine Bedeutung besitzt, was sich ja schließlich in der Abwicklung der Tschechoslowakischen Frage deutlich genug erwiesen hat.

Diese umfassendere Betrachtungsweise, die die ostdeutsch-polnische Grenzfrage im Rahmen der gesamten osteuropäischen Funktionen Polens erscheinen läßt, führte ganz von selbst auch zu einer anderen Wertung der inneren Faktoren Polens, also der nicht-nationaldemokratischen, insbesondere des sogenannten „Pilkudski-Lagers“. Außerdem spielt hier nun noch ein anderes Moment hinein. Die in der Weimarer Republik herrschenden Auffassungen konnten für die Haltung Pilkudskis und seiner Legionäre kaum Verständnis ausbringen. Seine „Idee des bewaffneten Kampfes“, wurde bestenfalls als Wahnidee eines phantastischen Desperados, sein verwegener Ausbruch während des Weltkrieges als „müßiges Blutvergießen“ eines unpolitischen Haudegens begriffen. Sein innenpolitisches Vorgehen gegen die parlamentarische Mißwirtschaft aber gab Veranlassung zu allen möglichen Entstellungen, durch die der deutschen Öffentlichkeit ein völliges Zerrbild von dieser Persönlichkeit vermittelt wurde. Vom Nationalsozialismus her, der aus seinem Kampf den verwegenen Auszug eines kleinen Häufleins als Kerntruppe des Freiheitskampfes und die reale Bedeutung des Blutopfer-Symbols ebenso kennt, wie die Vorwürfe „wahnwitziger Phantasterei“ und „unpolitischen Desperadotums“, war es nicht schwer, zu einer verständnisvolleren Beurteilung der Legionärs-Ideologie zu gelangen.

Hier aber lag zugleich auch die Quelle neuer Beurteilungsfehler, auf die eingangs mit den Worten von der „naiven Umkehrung alter Fehler“ bereits andeutungsweise hingewiesen wurde. Die überraschende Neuheit der Erkenntnisse über das innen- und außenpolitische System Pilkudskis und seiner Anhänger verführte einerseits dazu, die Parallelen zur nationalsozialistischen Gedankenwelt zu übertreiben, andererseits zu einseitig anti-nationaldemokratischen Darstellungen, die geeignet waren, sowohl das Bild der historischen Zusammenhänge, als auch das der tatsächlichen inneren Kräftever-

hältnisse zu verwischen¹⁾. Ja, man ging womöglich so weit, pilsudkistischer und „deutschfreundlich“, bzw. nationaldemokratisch und „deutschfeindlich“ gleichzusetzen.

Schon die historischen Zusammenhänge beweisen die Unmöglichkeit einer solchen Antithese. Schon im Jahre 1927 hat der beste Kenner dieser Fragen, der Danziger Historiker Professor Recke, darauf hingewiesen, „daß beide Politiker Pilsudski und Dmowski, in ihren Anfängen von der gleichen Grundlage ausgegangen sind“, daß Veranstalter und Leiter der ersten antirussischen Demonstration seit dem Jahre 1863, die am 3. Mai 1891 stattfand, ausgerechnet der junge Student der Warschauer Universität, Roman Dmowski, gewesen ist, und daß sich die Richtungen der Nationaldemokraten und der Sozialisten, deren Führer Pilsudski war, damals so nahestanden, daß „viele junge Patrioten zugleich beiden angehörten. Damals, im Jahre 1892, lernte Dmowski auch im gleichgesinnten Kreise den gerade aus Sibirien zurückgekehrten Pilsudski kennen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß sie beide zusammen in gleichen Kreise das revolutionäre Kampflied der Sozialisten gesungen haben“²⁾. Zu diesem gleichgesinnten Kreise gehörte auch Poplawski, der Gründer der „Liga Polsta“, der Vorläuferin der Nationaldemokratie, der die Forderung nach der „Wiedergewinnung“ Schlesiens, Posen, Westpreußens und Ostpreußens als Hauptprogramm aufgestellt hatte.

Der Ausspruch, den Pilsudski einige Monate vor Ausbruch des Weltkrieges vor dem polnischen Schützenverband in Paris getan hat: „Die Frage der polnischen Unabhängigkeit wird endgültig in dem glücklichen Falle gelöst werden, wenn Rußland von Deutschland geschlagen wird und wenn Frankreich Deutschland schlägt. Und wir müssen ihnen dabei helfen!“ hat demnach durchaus nichts Überraschendes. Er unterscheidet sich gar nicht einmal so sehr von den Äußerungen Dmowskis, der in seinem Buch „Die pol-

nische Politik und der Wiederaufbau des polnischen Staates“ schrieb: „Wir wünschten diesen Krieg“ und „Sieg über die Deutschen, Zertrümmerung ihrer Macht — das war das Erste, was wir von diesem Kriege erwarteten“. Ja, in dem Pariser Ausspruch Pilsudkis ist das praktische Zusammenfließen seiner und Dmowskis Wirksamkeit, wie sie sich im Weltkrieg bei aller scharfen Gegenätzlichkeit tatsächlich ergab, deutlich genug vorausgefragt und bewusst betont worden. Dieses Zusammenfließen zeigt sich nicht nur in dem großen Gesamtergebnis, sondern auch in einzelnen Vorgängen. So hat sich z. B. die Tätigkeit der von Pilsudski ins Leben gerufenen „Geheimen Militärorganisation“ („P.O.W.“)³⁾, die nach der Auflösung der Legionen in den Armeen der drei Teilungsmächte die Soldaten polnischer Nationalität zusammenzufassen suchte, sehr wesentlich auf die erzieherische Vorbereitung stützen können, die seitens der Nationaldemokratie in der polnischen Allgemeinheit vornehmlich des preussischen Teilgebietes geleistet worden war.

Und nach dem Kriege hat sich dieses Zusammenfließen, besonders seit 1926, so weit fortgesetzt, daß es für den Außenstehenden oft sehr schwer ist, zu erkennen, wie weit die nach wie vor unleugbar scharfen Gegensätze zwischen Regierungslager und Rechtsopposition noch aus ideologischen Unterschieden erklärt werden können. „Piastische“ und „jagiellonische“ Traditionen sind ineinandergefloßen. Der Nationaldemokrat, der früher bereit war, auf die Wiederherstellung der „historischen“ Ostgrenzen gegenüber Rußland zu verzichten, vertritt heute genau so kraz die Anschauung von dem urpolnischen Anspruch auf diese Gebiete, wie der Pilsudkist im Besitz Gdingens und in der „Herrschaft auf dem Meer“ die herrlichste Verwirklichung des polnischen Großmachtanspruches erblickt, oder gar als Journalist in Ostpreußen „auf den Spuren Ementeks“ die Zugehörigkeit dieses Landes zu Polen zu entdecken sucht. Das

¹⁾ Vgl. K. S. Fuchs, Pilsudski — Größe, Tragik und Grenzen seiner Persönlichkeit; „Der Deutsche im Osten“ Jg. 1 Heft 3 Mai 1938 Seite 33 ff.

²⁾ W. Recke, Die polnische Frage als Problem der europäischen Politik, Bln. 1927 S. 166 f.

³⁾ Vgl. dazu den Aufsatz von W. Recke: Der deutsche Zusammenbruch in Warschau; „Der Deutsche im Osten“ Jg. 1 Heft 9, November 1938 S. 29 ff.

Scheiden Dmowfki aus dieser Welt — so schreibt der „Kurjer Porany“, ein ausgesprochenes Regierungsorgan — beschließe in der Geschichte des polnischen politischen Denkens eine gewisse Epoche, die mit ihren Wurzeln in der Zeit der Unfreiheit ruhe. Sein Tod beende einen ganzen Abschnitt in der Geschichte der politischen Strömungen des Landes. Der Schöpfer des Vorkriegsnationalismus habe die Augen geschlossen, während im polnischen Lande bereits immer kräftiger „die erneuerte nationalstaatliche Idee“ heranzuwachsen beginne, die sich um den Staat, die Armee und den obersten Führer konzentriere. „Dmowfki als Realisator hat seinen Namen mit einer Partei verknüpft, als Denker hat er ganz Polen gehört.“

Die Antithese der Persönlichkeiten Piłsudski und Dmowfki scheint also mit ihnen ins Grab zu sinken. Es wäre gewiß verfehlt, daraus den Schluß zu ziehen, daß damit auch das Problem der Opposition und der großen innenpolitischen Schwierigkeiten Polens in ein Stadium der Lösung getreten wäre. Die Zukunft wird zeigen, ob die Spannkraft des polnischen Volkes ausreicht, die Zusammenballung der Zielsetzungen, wie sie in dem Wort von der „erneuerten nationalstaatlichen Idee“ zum Ausdruck kommt zu einer staatszerhaltenden Kraft zu gestalten. Uns will scheinen, daß auch Polen der „volkspolitischen Wende in Europa“ wird Rechnung tragen und seinen Vielvölkerstaat auf eine seiner Zusammenfassung entsprechende Staatsidee wird bauen müssen, anstatt ihn auf einer nationalstaatlichen Maximalthese aufzubauen.

Wenn wir . . . die politischen Erlebnisse unseres Volkes seit über tausend Jahren überprüfen, alle die zahllosen Kriege und Kämpfe vor unseren Augen vorüberziehen lassen und das durch sie geschaffene, heute vor uns liegende Endresultat untersuchen, so werden wir gestehen müssen, daß aus diesem Blutmeer eigentlich nur drei Erscheinungen hervorgegangen sind, die wir als bleibende Früchte klar bestimmter außenpolitischer und überhaupt politischer Vorgänge ansprechen dürfen.

1. Die hauptsächlich von Bajuwaren betätigte Kolonisation der Ostmark,
2. die Erwerbung und Durchdringung des Gebietes östlich der Elbe und
3. die von den Hohenzollern betätigte Organisation des brandenburgisch-preußischen Staates als Vorbild und Kristallisationskern eines neuen Reiches.

ADOLF HITLER („Mein Kampf“).

Der Ritter vom reinen Geist

Eine Kleist-*Novelle* von Alfred Hein

Über Heinrich von Kleist kam die große Ruhelosigkeit, die ihn bis zu seinem Tode nicht mehr verließ, in dem Augenblick, da der Plan fehlgeschlug, in der Schweiz sich vom Rest seines Vermögens ein Landgut zu kaufen. Immer stand ihm als Leitstern des Lebens das altperßische Gesetz vor Augen: Ein Mensch kann nichts der Gottheit Wohlgefälligeres tun als dieses: in Feld pflügen, einen Garten pflanzen und ein Kind zeugen... Heinrich Ischoffe, Wielands Sohn und Wielands Schwiegersohn Heinrich Geyner wollten ihm zu dem Gut verhelfen, da sagt Kleist plötzlich den opferfreudigen Freunden kurz Valet, Ludwig Wieland kann ihm gerade noch zurufen: „Vergessen Sie in Weimar nicht meinen Vater zu besuchen!“ und schon wendet sich Kleist mit Ekel von dem Land, das um die Jahrhundertwende in die Hände der Franzosen kommen soll. Er haßt Paris. Er haßt das napoleonische Frankreich von 1802.

Der erneute Fehlschlag, es war nicht mehr zu zählen, der wievielte, wirft ihn in Bern aufs Krankenlager. Diese Krankheit kostet den Rest seines Vermögens. Utrike, die Schwester, die ihn gewarnt, nach der Schweiz zu gehen, holt den Bruder nach Deutschland zurück. Warum er nur nicht seine Examina macht? Immer dieses Bagabundieren, wozu, sinnt die Schwester, die ihn nicht begreift. Wie ihn niemand begreift. Auch Wilhelmine, die Braut, überließ ihn dem Schicksal. Kaum aber, daß er sich ein wenig wohler fühlt, bricht der ungestüme Dichter aus: Nach Weimar, nach Weimar!

Goethe wollte er einmal sprechen, auf den „Knieen seines Herzens“ das neue Drama überreichen. Der aber horchte kaum auf seinen jungen wilden Gast hin, sah nur unwillig zur Seite auf den Menschen, der auf ihn einredete, und ließ ihn nie mehr rufen, er meint, daß seine Hypochondrie zu arg sei. Er schüttelt sich, ja, er fürchtet sich, zu nahe diesem Unruheherd von wirren, wildernden Gefühlen zu kommen.

Aber Wieland, den Kleist ganz verzagt und zuletzt von allen Weimarer Größen aufsuchte, Wieland, obwohl seine Welt und seine Phantasien idyllisch still durchs ländliche Greisenleben schweben, der Alte liebte ihn. Kleist soll kommen, wann es ihm behage.

Zuerst ergriff Kleist der Neid. Da saß dieser Alte behäbig auf seinem Gute Osmannstedt. Schrieb seine verzärtelten oder wihelnden Verse, lächelte und lächelte und sah nur Licht im Leben. Der hatte Acker, Baum und Kind. Es wuchs ihm zu. Warum nicht mir?

Finster saß Kleist an Wielands Tisch. Er aß zögernd, er trank stumm. Die kleine Luise, Wielands Tochter, schaute bang zu ihm hinüber. Beobachtete die düstere Falte auf der Stirn. Wollte ihm so gern die schwarzen Strähnen zurückstreichen, die auf diese herrlich gewölbte Stirn fielen.

Mitten in der Mahlzeit sprang Kleist auf. Warf dem zärtlich ihn umhangenden Mädchen zornige Blicke zu. Ich will frei sein, nur Geist, Geist! Versteht ihr denn nicht? Du, Alter, ist nicht so behaglich! Wir wollen kämpfen! Wir wollen rasen durch diese verfluchte und verdunkelte Welt, bis wir der Wahrheit wahres Licht finden! Der Wahrheit wahres Licht — — —

„Wissen Sie, was Kant sagt? Es gäbe für uns nur die Erscheinung der Dinge. Nicht die Dinge an sich. Wenn wir grüne Brillen von Natur tragen, ohne es zu ahnen, so sähen wir alles falsch gefärbt, ohne es zu merken. Wir finden nicht die Wahrheit, die absolute Wahrheit!“

„Ja, ist denn das notwendig?“ fragte der Alte.

„Mein Gott, mein Gott“, schreit Kleist, „was gibt es denn Wichtigeres?! Horchen Sie doch! Horchen Sie! So fühle ich Guiscards Tod — so — so — stöhnt der kranke Löwe — mein einziger Freund in diesen Wochen — so — —“ Da sah er den großen, ängstlich-verstehenden Blick der vierzehnjährigen Luise — und er verstummte, setzte sich an den

Tisch, murmelte nur noch die Berse vor sich hin, aß hastig den Teller leer und stürmte in den Garten. Luise wollte ihm nachsehen, aber der Vater hielt sie zurück. „Hol mir die Pfeife!“

Luise gehorchte, doch Tränen stießen in ihre Augen. Zum ersten Male gingen in ihrem Herzen sonderbare Dinge vor. Nachts konnte sie vor Unruhe im Blut nicht schlafen. Immer stand der junge traurigwilde Held neben ihr.

Kleist aber saß unter der Ulme und sah hinab nach dem stillen Thal. Die Berse seines Robert Guiscard durchdröhnten ihn, er lächelte, nur reiner Geist waren Seele und Leib. Ja: und Leib — — — nein, nicht an Wilhelmine denken. Sie wird einen Auscultator in Frankfurt heiraten und durch die Oderwälle ihre Kinder spazieren führen. Ich liebe die Frauen, ja, aber sie müßten sich von meinem geistigen Feuer erfassen lassen. Mit brennen! O dumme kleine Luise, was sollen mir deine leisen lieblichen Guckäugelein? Mit brennen! Wie Guiscard der Herzogin zuruft, als sie seinem vor Pest lodern den Leib Kühlung fächelt: „Dem Aetna wedelst du, laß sein.“ Zu trinken bietet ihr meinem zertrümmerten, durchflaminten Helden aus winzigem Becher! „Die Dardanellen, liebes Kind! Die Dardanellen!“ So dürste ich, so brauche ich Kühlung, kleine Luise, ein Feuerberg bin ich, ein Riese, der Meere trinkt.

Kleist erhob sich, in ihm tobte ein Vulkan voll Schöpfungsdrang. Er schrieb, schrieb im Stehen die letzten Verse. Das Werk von anderthalb Jahren war fast fertig, sein Robert Guiscard. Wieland, der liebe Alte, er muß es hören. Ich habe ihn gewiß oft geärgert. Er wird es nicht verstehen. Aber ich will wissen, was er sagt.

Er lief ins Haus. Holte aus seinem weltverloren friedlichen Giebelstübchen, das ihm Wieland eingeräumt, auf daß er immer bei ihm bliebe, die losen Blätter mit der unruhig dahingeraften Schrift. Lief hinab. „Wo ist dein Vater, Luise?“

„In der Veranda!“

Schon stand er vor dem Alten. Der träumte dem Pfeifenrauch nach.

„Ich will Ihnen mein neues Drama vorlesen!“

„Ah — ich freue mich —“

Schon begannen die Berse zu stampfen, zu dröhnen, zu marschieren, zu donnern, zu brausen, ja, sie sangen, sie orgelten — sie bebten, und die Erde bebte mit — —

Es war Nacht, als Kleist geendet. Die gutbürgerlich stille, idyllische Septembernacht im Thüringerland. Aber Wieland hatte Welteroberervisionen, das Tragische an sich erfüllte dieses Haus durch die Worte des titanischen Jünglings. Wieland weinte und streichelte ihn: „Du meisterst die Tragödie besser als jene, mein junger Freund.“ Er wies nach Weimar. „Du wirst Deutschlands Shakespeare.“

Kleist, der unwirische, nahm das Streicheln in dieser einzigen Stunde wohlighin. Da war das Wort, die Krone, auf die er seit Jahren gewartet. Der weise stille Alte verlieh sie ihm. Er kniete nieder und küßte die Schuhe des greisen Geistes, der ihn selig pries. Heinrich war trunken vor Siegetrausch.

„Noch nie war ich so glücklich in meinem Leben. Darf ich allein in den Garten?“ Der Alte winkte ihm gütig: Nur zu!

Im Mondscheingarten harrte Luise seiner. Sie hatte verstoßen gelauscht. Sie faßte nun, im Dunkeln mutig, die Hand des Feuergeistes. „Ich habe Sie sehr lieb!“ Aber Kleist warf die Hand beiseite, ihn ekelte das Fleisch in dieser geistig-glücklichsten Stunde, und er stürzte in die dunklen Gebüsche. Das Mädchen rief: „Kleist!“ Einmal. Zweimal. Der Dichter aber sann wütend: Warum werde ich gefoltert selbst in dieser herrlichen Stunde? Was soll mir die kindliche Verliebtheit des jungen Dinges? Wieland, schicke deine Tochter fort!

Und wieder kam die Verwirrung über ihn. Wo ist die reine Welt für mein reines Wollen? Wo ist die lautere Bühne für mein lauterer Drama? Wo bin ich nicht von Geschwätz und Sinnlichkeit umgeben? Wieland, wo ist deine — Titania? Und nicht deine kleine pausbadene Luise. Ich muß fort von hier! Fort! O Himmel, was für eine Welt! Vor der Liebe muß man flüchten! Das Mädchen vertreibt mich.

Als Luise am andern Morgen Kleist zum Morgenkaffee holen wollte, fand sie das Zimmer leer. Heinrich war abgereist.

Gefahr im Kamin

Erzählung von Ernst Leibl

Endlich habe ich ihn so weit. Otto, der junge Bildhauer aus Bilin, beginnt zu erzählen. Zuerst ist es, als ob er die Worte einzeln einfangen müßte. Langsam tastet er sich am Seil der Erinnerung zurück in seine Jugendzeit. Er arbeitet wie ein Ruderer, der zuerst gegen den Strom ankommen muß, dann aber von ihm im Wirbel aufblitzender Erlebnisse mitgerissen wird. Jetzt ist er schon mitten darin. Die Erregung der Erinnerung hat ihn gepackt und führt ihn sicher.

„Meine Heimatstadt Bilin liegt am Rande der großen Bruchlinie, wo von der uralten Scholle des Erzgebirges in menschenloser Vorzeit entlang des heutigen Grabens der Eger der Südtteil abgesunken ist. Wer weiß in welcher Form damals vor Jahrmillionen jenes Wesen schon die Erde bevölkerte, in dem vielleicht in einem winzigen Mehr an Gehirn schon die Entwicklung zu jenem Hirntier statt, das heute als Mensch Herr der Erde ist. Tropische Urwälder wucherten bald am Rande von Seen, in denen sich die vulkanischen Essen spiegelten, durch deren Schlinde die Erde siedendes Gestein, feurige Gase und Qualm gegen den Himmel spie. Noch heute ragen die seit langem erloschenen Schlotte dieser einst feuer-speienden Berge entlang des Egergrabens. Der Kammerbühl bei Eger, der Burgstadel bei Karlsbad, der Mille-schauer und die ganze Gipfelwelt des böhmischen Mittelgebirges, das Ludwig Richter so gerne zeichnete und malte, und viele andere Berggipfel am Südfuß des Erzgebirges sind solche ehemalige Vulkan. Die heißen Quellen von Tepliz und Karlsbad, die Säuerlinge und Heilquellen von Marienbad, Franzensbad, Klösterle, Gießhübel, um nur die bekanntesten zu

nennen, sind die letzten Zeugen dieser wildbewegten Urzeit im Nordwesten Böhmens.

So ragt auch in unmittelbarer Nähe Bilins ein Berg, dem man die Geburt aus dem wilden siedenden Steinblut der Erde sofort ansieht, der Borschen. Wie ein ruhender Löwe, der erhobenen Hauptes stolz gegen Sonnenuntergang späht, seine Pranken vorstreckt, als liege das Land als Beute unter ihnen, die er verteidigen muß, das Gestege nach rückwärts gegen Abend zu abfallend, so trotz der Berg mit jähem, oft senkrechten Abfall aus dem Hügelland empor, das Ausläufer des Mittelgebirges bilden. Der Löwenleib des Borschen liegt selber auf einem solchen Hügel. Kleine Dörfer träumen in den Mulden der Landschaft um das Bilatal. Der Borschen ist weiterhin ihr sinnfälligstes Wahrzeichen.

Der Borschen fordert jeden heraus, der ihm begegnet. Den Geologen, denn der Leib des Berges besteht aus teils senkrecht, teils waagrecht verworfenen emportrotzenden Klinksteinsäulen. Ihre oft fünfzig bis sechzig Meter hohen Ramine reizen den Mutigen, darin emporzusteigen. Der Gipfel zeigt viele Klünfen und Spalten, die Kinder nur zu gern überspringen, obwohl sie sich zu Tode stürzen können, wenn sie ausrutschen und in die Schlinde fallen. Der Pflanzenkundige findet dort die Borschenaster, eine in Böhmen nur auf diesem Berge vorkommende alpine Aster, die im Herbst auf kurzen Stielen gulden groß mit lilafarbenen Blütenblättern prangt. Strahlend umkränzen sie das goldene Körbchen, das die Staubgefäße und Narben birgt. Der Naturfreund aber genießt von seinem Gipfel einen Rundblick ohnegleichen.

Gegen Morgen steilen die Nadelspitzen des Milleschauers und viele andere Regel erloschener Krater des böhmischen Mittelgebirges auf. Gegen Mitternacht versperrt der hohe Wall des Erzgebirges den Blick. Im Abend leuchten die Spiegel blauer Teiche, die sich in ersoffenen Tagbaugruben des Brüxer Braunkohlengbietes gebildet haben, ragt der Brüxer Schloßberg mit seinem Gemäuer. Im Mittag aber kann man bei klarem Wetter hinter den Launer Bergen Prags Türme sehen, den Burghügel vor allem, auf dem der stolze Hradschin, einst der Sitz deutscher Kaiser, gegen den Himmel stürmt. Goethes Schilderung dieses großartigen Rundblicks hat den Borschen auch weit über Böhmens Grenzen berühmt gemacht. Der Herr Rat liebte diesen Berg und hat mit dem Zeichenstift ihn und Altbilin oft zum Gegenstand seiner Malleidenschaft, der anderen Seite seines schöpferischen Genies, gemacht.

Für uns Jungen aber war der Berg Anruf aller kämpferischen Gefühle, des Mutes und Trohes, die gesunde Knaben jeder Gefahr entgegenwarfen. Gefahr und Geheimnis barg das schründige Steinungeheuer in gleichem Maße.

Da war die Michelsöhle. Nur über eine steile Halde von Verwitterungsgeröll konnte man sie erreichen. Bäume und Gestrüpp wucherten an ihrem Fuße, so daß sie lange Zeit nicht bekannt oder vergessen war, bis mein Vater sie als Junge wiederentdeckt hatte. Seitdem aber war sie ein Lieblingsaufenthalt der Knabenhorden Bilins geworden. Gerne sonnten auch wir uns auf dem kleinen Platz vor ihrem Eingang. Und damit beginnt eigentlich die Geschichte, die ich hier erzählen will.

Der Anführer unserer Horde war, als sich die Geschichte zutrug, Egon, der Sohn eines kinderreichen Bäckermeisters, unseres Nachbarn. Wir riefen ihn kurz Eg. Wenn er uns Befehle gab, konnte seine helle Knabenstimme mitunter plötzlich in den dunkleren Klang der Stimme Erwachsender abbrechen. Er war auch der älteste von uns und zählte schon volle vierzehn Jahre. Ich war neun Jahre, mein kleinerer Bruder gar erst sechs. Der Karli, eines Pferdehändlers und Schläch-

ters Sohn, war in meinem Alter. Mit uns lief ein Esche, so alt wie Eg, der, um die deutsche Sprache zu lernen, im Austausch gegen einen Nachbarsjungen, in unserem Viertel wohnte.

Zuerst hatten wir Knüttel im Wald gesucht, die wir für ein Vergnügen brauchten, das uns mächtig Spaß machte. So wie andere ihre Freude am Wellenreiten haben, übten wir in Ermangelung eines großen Sees das Steinreiten. Dazu brauchte man nur eine große Steinplatte, auf die man sich hinten gut stellen konnte, so daß ihr vorderer Teil wie ein Schnabel etwas hochstand. Auf solchem Gefährt rutschten wir über die Klappersteine der Geröllhalden am Fuße des Borschen. Mit dem Knüttel steuerten wir entweder freihändig oder so, daß wir auf dem zwischen die Beine gesteckten Stecken gleichsam ritten, von hinten die laufende Abfahrt. Je steiler der Hang, desto herrlicher war dieses Vergnügen. Hui! Wie das knatterte! Ein paar Schrammen mehr machte uns nichts aus.

Wie halt so Jungen sind, wollte einer den anderen mit seiner Leistung überbieten.

Nun waren wir des Spiels müde geworden und ließen uns von der Sonne schmoren. Wir jungen Menschentiere hatten alle Hülsen von uns geworfen, um die Flut des Lichts ganz auskosten zu können. Nun zeigten wir dem Austauschjungen auch unsere Höhle. Sie ist ein tiefer Spalt im Klinkstein, der durch Verwerfung der Steinsäulen entstanden ist und quer durch den Borschen verläuft. Mit einem allerdings viel kleineren Loch als der Eingang endet der immer niedriger werdende Raum an einer anderen Seite des Berges. Daher geht auch ein starker Luftzug durch den Naturstollen, der jedes Zündholz zum Erlöschen bringt. Deshalb hatten wir eine alte Stallaterne hingebraht, die uns am Abend das Lagerfeuer ersetzen mußte. Wir betraten die Höhle immer mit leisem Grauen. Denn es ging die Sage, daß vor Zeiten eine Frau, die zu Pfingsten mit ihrem Kinde Beeren sammeln ging, vor einem furchtbaren Gewitter in die Höhle geflüchtet wäre. Sie hatte das Kind auf ihren Boden gesetzt, als sie im Donner plötzlich eine Stimme hörte: „Alles was du

aus der Höhle mitnimmst, wird Gold. Doch vergiß dein liebstes nicht.“ Darauf hätte das Weib in ihre Schürze gerast, was ihm unter die Hände gekommen sei und wäre hinausgestürzt. Hinter ihm aber hatte sich die Höhle dommernd geschlossen. Als sie in ihre Schürze schaute, waren die Steine Gold. Doch ihr Kind hatte sie in der Höhle vergessen und nimmer wiedergefunden. Da habe sie das Gold in die Bila geworfen und hätte immer wieder an das verschlossene Steintor der Höhle gepocht und so lange um ihr Kind geweint, bis sie völlig erblindet sei. Überall wohin ihre Tränen fielen, sproßten Borstenaestern. Als dann im Herbst die erste Auster sich anschickte, ihren Blütenstern aufgehen zu lassen, sei wieder ein Gewitter aufgestiegen. Ein Blitz wäre vom Himmel gefahren und hätte das Tor zur Höhle wieder aufgebrochen. Dann sei das Kind auf einem feurigen Wagen zur Höhle herausgefahren, hätte die Mutter einsteigen lassen und wäre mit ihm hinauf ans Gewölbe des Himmels gestiegen und leuchte von dort als Doppeltstern nun in unsre Nächte.

Nun hatten wir immer die heimliche Befürchtung, auch hinter uns könne sich einmal die Höhle schließen. Darum hatten wir reichliche Eshorräte, Konserven, Pumpernickel, gemahlenen Kaffee dort versteckt, damit wir in einem solchen Falle nicht verhungern sollten. Daß wir trotz des großen Mundvorrats aber verdursten mußten, wenn wir eingeschlossen würden, auf den Gedanken waren wir, gewohnt, stets Wasser zur Hand zu haben, niemals gekommen. Ein Wüstenbewohner hätte in unserer Lage sicher zuerst an Wasser und dann ans Essen gedacht.

Auch an diesem Tage schmauseten wir von unseren Vorräten, die Eg aus Vaters Bäckerei stets gewissenhaft nachfüllte. Als es uns zu kühl wurde und wir uns zu neuen Taten gestärkt hatten, zogen wir uns wieder an, denn Eg hatte auf einmal den Einfall, im Ramin auf den Gipfel emporzuklettern. Wir hätten es zwar bequemer haben können, denn ein Fußweg führte gefahrloser hinauf. Schneller aber ging es für uns durch den Felschlott. Außerdem war dieses Klettern für uns durch häufige Gewohnheit die selbstverständlichste Sache von der Welt.

Wir hatten freilich nicht bedacht, daß der tschechische Junge, aus der Ebene Innerböhmens zu uns gekommen, die Kunst des Kletterns im Schlot noch kaum kennen konnte.

Wir hätten gewitzter sein sollen. Denn etliche Tage vorher hatten wir schon feststellen müssen, daß er nicht schwimmen konnte. Damals war er mit uns zur Badeanstalt an der Tschischka gegangen und wie wir ins Wasser gesprungen. Er schien ein spaßiger Bursche zu sein. Denn er tauchte bald unter bald auf, zappelte mit den Händen und rief „Pomoh“. Wir hielten sein Gebahren für einen glänzenden Spaß und äßten ihn nach. Aber dann sah ich, wie er immer tiefer tauchte und Luftblasen von seinem Munde aufstiegen. Da erkannte ich, daß er nicht schwimmen konnte und am Ertrinken sei. Ich schwamm auf ihn zu, packte ihn am Arm und schon hatte er auch mich mit würgendem Griff gefaßt. Ich mußte ihm mit dem Knie einen Stoß vor den Bauch geben, damit er wieder losließ. Dann war mir mein Bruder Gust zu Hilfe gekommen und gemeinsam hatten wir ihn aus dem Rassen gezogen. Wir hätten diese Lehre beachten sollen!

Aber für uns war der Weg durch den Ramin so ohne Gefahr, daß wir, nur in dem Gedanken, rasch auf die Höhe zu kommen, gar nicht überlegten, ob der tschechische Junge überhaupt klettern konnte. Verständigen konnten wir uns mit ihm nur äußerst mangelhaft und als er, unserem Beispiel folgend, Schuhe und Strümpfe auszog, die beim Klettern nur hinderlich waren, meinten wir, auch er hätte schon manchen Ramin erstiegen. Man brauchte sich ja mit den Zehen bloß fest ins Gestein krallen, mit den Händen überm Kopf einen festen Halt suchen, einen Fuß um den anderen nachziehen und dann wieder festen Halt mit den Füßen suchen. So kam man ruckweise immer höher. Freilich zerrissene, blutende Zehen mußten dabei in Kauf genommen werden. An manchen Stellen war der Felschlott so weit, daß wir mit unseren kurzen Beinen darin oft fast im Spagat hingen.

So begannen wir denn auch an diesem Tage den Aufstieg. Eg als erster, hinter ihm Karli, ich, der tschechische Junge und mein Bruder der Gust. Schon stand Eg

oben am Rand des Kamins. Manchmal warf er einen Blick in die Runde und sah vom Hang des Erzgebirges über Ofseg die Fenster von Langenwiese herunterfunkeln. Wie kleine Sonnen stand der blendende Schein in den Fenstern der langhin verstreuten Häuser. Dann wieder beugte er sich herab zu uns und beobachtete unser Höherrücken. Der tschechische Junge war etwa in der Mitte der Steinfeste angelangt, immerhin so etwa zwanzig Meter über der Sohle.

Bisher hatte er immer über sich nach uns weiter oben Kletternden geschaut. Jetzt blickte er in die Tiefe, wo Gust schon hinter ihm aufstieg. Da mußte ihn wohl die Angst gepackt haben. Denn mit einem Male ging es nicht weiter. Dann begann er, im Kamin hängend, tschechisch zu sprechen. Wie sich später herausstellte, betete er. Egs Zurufe, doch weiterzusteigen, beachtete er nicht. Ein Abstieg aber war nur noch gefährlicher, ja unmöglich. Blitzschnell wetterleuchtete das Drohende dieser Lage durch unsere Köpfe. Wir wußten, daß er bei einem Absturz Gust unweigerlich mit in die Tiefe reißen mußte. So hasteten wir nach oben und, während Eg oben blieb, rannten wir beiden anderen auf dem Bergweg nach unten. So bin ich wohl noch nie in meinem Leben gerannt.

Auch Gust hatte inzwischen bemerkt, daß der tschechische Junge nicht weiterkomme. Trotzdem kletterte er weiter.

„Aushalten!“ rief er dem Austauschjungen zu. Ob der ihn verstand, wer konnte das wissen.

Endlich war Gust unterhalb des Jungen angekommen. Ein jämmerlicher Anblick, wie der Junge über ihm in den Wänden hing. Langsam schob sich Gusts Schulter zwischen seine Beine.

Als der Junge die Berührung spürte, ließ er sich mit der ganzen Wucht seines Körpers auf die Schultern Gusts fallen.

Behutsam begann Gust den doppelt gefährlichen Abstieg. Denn noch bis zum First des Kamins hätte er die schwere Last wohl niemals geschafft.

Wir waren inzwischen unten angekommen. Auch Eg war uns nachgelaufen, als er gesehen hatte, wie der tschechische Junge sich im Reitsitz auf Gusts Schultern hatte niederfallen lassen.

Mit stoßendem Atem stand er neben uns. Wir hatten inzwischen alle unsere Kleider auf dem Grund des Kamins gelegt. Aber was hätte das schon helfen können, wenn Gust tatsächlich abstürzte.

Endlich war Gust so weit heruntergekommen, daß wir ihn stützen und den Zusammenbrechenden mit seiner Last auffangen konnten.

Gust zitterten von übermächtiger Anstrengung die Beine. Ja der ganze Kerkel bebte. Schweiß war ihm am ganzen Leibe ausgebrochen und perlte von seiner Stirn. Behutsam legten wir ihn auf den Boden und rieben ihm die Haut ab. Über und über bluteten die Füße. Alte Wunden waren neu aufgebrochen, neue Risse und Schrammen dazugekommen.

Der durch ein Kind gerettete große Junge stand dem Weinen nahe daneben. Untätig, als ob er einen Schlag vor den Schädel bekommen hätte. Wir hatten genug von diesem Abenteuer. Erst jetzt begriffen wir, wie nahe der Tod uns gekommen und wie sehr er diesmal unser Spielkamerad gewesen war.

Seit diesem Erlebnis verweigerten wir dem tschechischen Jungen unsere Kameradschaft. Was war auch ein Junge wert, der weder Schwimmen noch Klettern konnte? Mutwillig wollten wir schließlich den Tod nicht wieder herausfordern.

Daheim erzählten wir an diesem Tag und auch noch lange nichts. Erst als die sommerliche Schulfreizeit vorüber war, pröhten wir mit diesem Abenteuer. Denn schon mancher hatte sich bei ähnlichen Klettereien zu Tode gestürzt, obwohl er klettern konnte.

Gefahr und Geheimnis birgt der harte Steinleib des Borschen. Darum auch lieben wir ihn noch heute.

Kampf in der Nacht

Erzählung von
Hans Bernhard Meyer

Sie haben die Bahre des verwundeten Unteroffiziers im Hofe des zerschossenen Gutes abgesetzt. Schon viele deutsche Kameraden liegen da, die gleich ihm an diesem schwarzen Tage in französische Gefangenschaft gekommen sind. Sie tragen schweigend ihre Schmerzen und warten ins Leere hinein, hilflos, ziellos, wie nur verwundete Gefangene warten können, denen alle Möglichkeit zur Flucht genommen ist. Sie blicken mit verbissenen Lippen zum grauerhangenen Winterhimmel auf, weil sie anderswohin den Kopf nicht wenden können. Manche haben Mäntel oder Decken über sich gebreitet, unter deren kümmerlicher Wärme sie dann und wann in kurzen Dämmerschlaf versinken.

Der Unteroffizier zählt noch nicht neunzehn Jahre. Bierzehn bange lange Tage, da sich kein Essenholer nächstens mehr durch das feuerflammende Hintergelände zur Stellung vorarbeiten konnte, hat er bei Schimmelbrot und Selterswasser aus den eisernen Rationen im Trommelschlag feindlicher Granaten und Minen gelegen. So ist kaum Kraft und Widerstand in seinem Körper.

Zwei ältere Blaugraue gehen neugierig-forschend durch die Bahrenreihen, Armee territoriale, französische Landwehr mit hoher Hausnummer am Kragenspiegel. Sie tragen nicht das hämische Siegerlächeln mancher ihrer Kameraden um den Mund, sie erleben nur offenen Auges den verwundeten Gegner, wie sie noch wenige Stunden zuvor sein Sperrfeuer, seine Maschinengewehre und Handgranaten erlebt haben. Nun werden sie wohl gewahr, wie dem jungen Deutschen vor Fieberfrost die Glieder schlagen. Sie flüstern miteinander und gehen eilig fort.

Plötzlich wird dem Verwundeten etwas über die Beine geworfen, über den Leib: eine zerschlossene Pferdedecke.

Er nickt einen Dank.

„Pas de quoi“, nichts von Bedeutung! Rechte Frontsoldaten verstehen sich immer.

Langsam kommt ein wenig Wärme in die Glieder. Der Unteroffizier versucht, ganz unter die Wolle zu kriechen. Wenn er Füße und Beine bis zum Knie freiläßt, gelingt es eben noch.

Vor Hunger und Erschöpfung schläft er mählich ein.

Ein Ruck! Man hebt ihn auf, man trägt ihn fort. Das sind die deutschen Mitgefangenen.

Nun führt der Weg wohl in ein Lazarett.

Lazarett ist etwas viel gesagt, Stall oder Scheune wäre treffender. Halbdunkel ist der weite Raum, und auf dem lehmigbraunen Boden reihen sich die Bahren. Es mögen an zweihundert sein.

Sie stellen den Unteroffizier neben einem Landwehrmanne ab, der mit geschlossenen Augen liegt. Dann kommen immer neue Bahren.

Bisweilen stöhnt ein Schwerverwundeter. Dann blicken wohl einige Männer zu ihm hinüber, doch niemand sagt ein Wort. In Schweigen liegt hier Kampf und Leiden. Auch die französischen Sanitätsjoldaten, die ein wenig hilflos zwischen den Reihen stehen und gehen, bleiben stumm.

Zur Rechten des Unteroffiziers liegt jetzt ein Leutnant von einem bayrischen Ersahregiment. Scharfe Falten schneiden um den Mund, der fest zusammengedrückt wird. Der Offizier muß wohl heftige Schmerzen leiden.

Zu Füßen des Unteroffiziers haben sie einen neuen Verwundeten abgesetzt, einen älteren Fuhrartilleristen mit blutgeflecktem Verbands um den Hals. Er kann nicht sprechen, tastet nur mit flatternden Händen an seinem Körper entlang. Die Träger zuckend bedauernd die Achseln und wenden sich um, neue Bahren herzutragen.

Der Mann friert vielleicht, er mag auch im Fieber zittern, wer weiß es!

Stunden runden diesen Tag zum Abend. In der dunkelnden Baracke kommt nur dann und wann halblautes Stöhnen auf. In weiter Ferne dröhnt die Front.

Einer nur geht ruhelos in dem Leidensraum umher, bald tröstend und bald fluchend, ein alter ostpreussischer Oberstabsarzt. Den Mantel trägt er über die Schultern geworfen, denn sein Waffenrock hängt in Fetzen am Leibe. Er untersucht, verbindet, schimpft und eilt, das nächste Opfer zu betreuen:

„Zuck' nicht, Kerl, oder ich fress' Dich!“ Und behutsam legt er Bindung auf Bindung des Verbandes.

„Halt's Maul, oder ich reiß' Dir's Bein ab!“ Und zart wie eine Mutter tupft er Eiter fort.

„Lieg' still, oder ich stech' Dich ab!“ Und sorgsam schneidet er mit einem Scherchen den zerfetzten Wundrand nach.

Ein Bär mit einem Kinderherzchen und leichter Frauenhand!

Jetzt kniet er neben dem röchelnden Kehlkopfschuß: „Schnurchele nicht, atme ruhig! Frierst wohl, Schlappschwanz, wie? Da, willst meinen Mantel?“

Der Mann bewegt verneinend mühsam nur den Kopf und wehrt mit beiden Händen ab.

„Dann nicht. Friere nur weiter! Frierst nicht? Dann schwitze! Er öffnet nun den Beinverband des Unteroffiziers. Ein Strom grüngelben Eiters fließt heraus, wird aufgefangen und entfernt.

„Gesund?“

„Hab' starke Schmerzen und auch Fieber spür' ich!“

„Gesund, Schwächling?“

„Jawohl, Herr Oberstabsarzt!“

„Warum nicht gleich!“

Schon will er weitergehen, da steht bleich und nervös einer der französischen

Sanitätsoldaten vor ihm: „Pardon, mon Major . . .“

„Was? Nimm die Hacken zusammen, Weichkäse, wenn Du was willst!“

Als hätte der ihn verstanden, bemüht er sich ängstlich um straffere Haltung.

„Also, was willst Du Wurm?“

Der Mann deutet in die Tiefe des Raumes: „Il va mourir!“

„Was mourir? Sterben? Wer? Ach, der Fuchskopf mit dem Granatsplitterchen im Leib? Wart', Dir helf' ich sterben!“

Schon hockt der alte Arzt bei dem Schwerverwundeten, hält dessen fieberirre Hand und streichelt das verfallende Gesicht wie ein Vater seinen großen Jungen. Nach einer langen bangen Minute drückt er ihm die Augen zu.

Der Unteroffizier fühlt sich nach dem Wechseln des Verbandes um vieles wohler. Oder macht das die sorgende Nähe des Arztes? Wie gut tut doch ein hartes Soldatenwort zur rechten Zeit! Aber das verstehen eben immer nur wieder Soldaten. Lange denkt er darüber nach. Er hat Zeit dazu.

In der Baracke wird es langsam Nacht, und aus den Winkeln kommt ein Schnarchen her.

Eigentlich ist es doch ein großes Glück hier unter Dach zu liegen statt draußen in der Winternacht unter dem kühlen Sternengewölbe, wo in diesen Stunden so mancher verwundete Kamerad unaufgefunden zum letzten weiten Weg antreten muß.

Durch die Bretterwände streicht ein eisigkalter Wind. Ihn friert wieder und er packt den kostbaren Woilach fester um den Leib.

Im Eindämmern spürt er plötzlich eine fremde Hand an seinem Fuß. Wer mag das sein? Was mag er wollen?

Der Kamerad mit dem Kehlkopfschuß ist unruhig. Er greift um sich herum und gurgelt unverständlich etwas.

Man spürt nun doch die Nerven und möchte Ruhe finden.

Der andere röchelt etwas wie ein Wort und zerrt am Fuße. Er packt den mürben Stoff, will ihn als Decke haben.

Da zieht man Fuß und Decke fort. Man will trotz Fiebers schlafen.

Und schläft wohl wirklich ein.



Ferdinand Staeger: Ernten und Pflügen
Bild im Besitz des Führers

Die Hand ist wieder da und zerrt und zieht!

Was soll das nun! Man zieht die Kniee an, den Woilach mit, und in das Dunkel fällt die fremde Hand zurück.

Vom Beugen schmerzt das Bein. Wie Uhrwerk tuckt es in der Wunde. Man muß sich wieder strecken. Wenn nur die Hand nicht wieder griffe!

Da ist sie schon und zuckt und rückt an Fuß und Deckel! Man stemmt die Hacken ein und hält den Feszen fester. Warum hat der vorhin den Mantel des Arztes abgelehnt?! Er mag nun zusehn! Oder lag er doch im Fieber?

Jetzt reißt es wieder heftig an den Woilach.

Das wird nun Kampf! Von drüben schnarrt es aus dem Halse.

Das wäre doch . . . ! Man läßt sich nicht bestehlen!

Man zittert schon vor Kälte, Fieber und Erregung.

Die Hand von drüben — wieder faßt sie aus dem Dunkel her — sie flattert auch.

Wer hat das stärkere Recht?

Was Recht! Hier geht's um Selbsterhaltung.

Doch so denkt der Andere dort im Dunkel auch — und zieht.

Man zieht zurück und fängt ein Fluchen an.

Da drüben röchelt's stärker und klingt plötzlich wie Bitten.

Mein Gott!

Aber man will doch leben! Im Fieber frieren, heißt, hier sterben müssen!

Der Andere spürt vielleicht das Leben schon entschwinden!

Man tastet nach dem letzten Brief der fernen Mutter in der Tasche und man weiß, da steht geschrieben: „Mein Junge, daß Du Deine Pflicht tun mußt, weiß ich, daß Du sie gern tust, das weiß ich auch. Aber ich bitte Dich: nimm nicht darüber Gefahren auf Dich, die sich umgehen lassen! Denke auch ein wenig an mich! Ich habe niemand mehr auf der Welt als Dich allein.“

Niemand mehr auf der Welt. Ja, Mutter!

Es zerrt aufs neue!

Nein, man hat noch eine Mutter!

Aber den Anderen sorgt vielleicht auch eine Mutter? Doch hat er nicht noch andere Kameraden hier? Mögen sie ihm helfen!

Die Anderen sind fern! Sie schlafen. Nur man selber ist ihm erreichbar, ist „der Nächste!“

Das Röcheln ist ein Klagen, ein Wimmern geworden. Man kann's nicht hören, hört nur die eigene Schuld. Man hört Anklage, klagt sich selber an! Geht das nun über jenes Maß hinaus, das die besorgte Mutter setzte, oder . . . ? Nein, o nein, das hier heißt nichts als Pflicht.

Der Unteroffizier löst die Decke von den Beinen, vom Leibe, richtet den Oberkörper mühsam auf, ballt den großen Stoff zusammen und wirft ihn zu dem Kameraden hin. Erschöpft gibt er sich wieder in die Rückenlage und wartet.

Ein Zipfel der Decke liegt noch über seinen Füßen. Er wird nun gleich verschwunden sein, wenn der Kehlkopfschuß sich eingehüllt hat.

Er verschwindet nicht.

Der Andere schnarrt und röchelt wieder. Bisweilen dringt ein klägliches Wimmern herüber.

„Du, Kam'rad, da ist die Decke!“

Keine Antwort kommt.

Der Unteroffizier schüttelt der Fieberfrost. Noch einmal richtet er sich hoch und blickt nach seiner Decke aus. Dann packt er den Frost mit scharfen Krallen an. Er wirft sich mühsam hin und her. Der Deckenzipfel liegt noch immer da. Der Kamerad hat sich nicht eingehüllt.

Ein Streifen matten Mondlichts fällt nun plötzlich durch die schmale Fensterlücke in den Raum. Da sieht der Schenkende, wie der Mann mit dem Halschuß den warmen Woilach ganz von sich stößt, daß er am Boden liegt.

Den Unteroffizier schüttelt der Fieberfrost. Noch einmal richtet er sich hoch und blickt nach seiner Decke aus. Dann packt er den Zipfel, hebt das Ganze an und hat nun wieder Besitz ergriffen von der warmen Wolle. Er wickelt sich hinein, und ob auch noch die Zähne fieberschauernd schlagen, er spürt doch wieder rettende Wärme. Endlich wird der Schlaf ihn finden! Nur das Gewissen schweigt nicht still. Ob auch seine Gabe so verschmäht gelassen wird, sie müßte dennoch Gabe bleiben, müßte dem Anderen aufs Neue angetragen werden.

Die Lider werden ihm doch matt und schwer. Geborgenheit legt sich weich und lind um ihn, doch das ist nicht Seelenruhe, ist nur Versagen aller Glieder.

Da hebt zu seinen Füßen ein Kochen und Pfeifen an, von Seufzen und Gurgeln unterbrochen. Stöhnen kommt aus der Brust des Schwerverwundeten, das wie jammervolles Bitten klingt. Der Mann hat sich aufgereckt, schlägt kältebebend die Arme umeinander.

Auch der Unteroffizier fährt hoch. Da breitet der Andere die matten werdenden Hände flehend zu dem Kameraden hin. Auch der bayrische Leutnant wird wach: „Wann i nur helfe könnt!“

Der Unteroffizier kniet schon auf seiner Bahre, ob er auch vor Schmerzen schreien möchte. Er läßt den Oberkörper vornüberfallen, nähert sich so dem Hilfsuchenden, kriecht von der Bahre, wirft sich zu ihm hinüber, drückt ihn aufs Lager und legt ihm die Decke um die Glieder. Die Hand, die er berührt, ist eisig wie die Winternacht draußen.

Sagt der Leutnant: „Unteroffizier, da ziehst mir d' Jack'n aus! Gibs' dem da!“

„Herr Leutnant, es könnt' Ihr Tod sein!“

„Macht nig, i sterb' so aa, aber der hoat oan Weib a Kind!“

„Herr Leutnant . . .“

„I b'fehl's D'r halt!“

Der Unteroffizier kriecht zurück. Er ist am Ende. Der Leutnant aber beugt sich ihm entgegen, hat den Rock schon aufgekнопft, den blutbefleckten: „Da, Kamrad, da ziehst amoal!“

Es geht nicht mehr, trotz allen Mühens. Es dreht sich alles um den Unteroffizier: der Leutnant, der Kehlkopfschuß, das mondbestrahlte Fenster, die eigene Bahre, und er weiß nichts mehr. Da zieht ein heiliger Friede in sein Herz, der Friede der erfüllten Pflicht.

Heller Morgen ist es schon, als das Wirren vieler Stimmen ihn erweckt. Die Baracke ist längst wach. Leichtverwundete

und Sanitäter gehen mit vielen Bahren hinaus. Darauf liegen die Opfer dieser Nacht.

Wie Eisen sperren sich die Glieder, aber sie müssen gehorchen. Er richtet sich mit großen Schmerzen auf.

Wie mag es wohl dem Halschuß gehen?

Der Platz, wo seine Bahre stand, ist leer!

Den Leutnant fragen!

Der liegt still und stumm und ohne Waffenrock noch immer.

Brüllt von seitwärts her der Arzt: „Was gibt es denn zu klohen, Korporal?“

„Herr Oberstabsarzt, wo ist der Kamerad mit dem Kehlkopfschuß? Und der Leutnant . . .?“

„Der Kehlkopf? Hast ihn ja so schön gewärmt! Ist trotzdem abgehauen, Marschrichtung ewige Heimat. Und der Leutnant? Hat ihn ja noch den Rock verpaßt. Ist auch schon droben zum letzten Appell.“

„Herr Oberstabsarzt . . .?“

„Na, wenn's noch nicht verstehst: dot, Heldentod gestorben!“

Er beugt sich zu dem stillen Offizier, klopft ihm leicht die Wange: „Ja, mein lieber Junge, man darf nicht nur an andere denken!“

„Erfroren, Herr Oberstabsarzt?“

„Kommt' sich doch nicht bewegen mit dem zerrissenen Leib. Und Du, wenn Du nicht den schönen Woilach um Deine klappernden Gebeine gewickelt hättest . . .“

Der Unteroffizier blickt an sich herab. Wahrhaftig ist die Decke wieder über ihn gebreitet und über seine Füße noch ein Mantel. Er faltet ihn auseinander und erkennt Achselstück und Askulapstab: es ist der Mantel des Arztes!

Er will ihm danken, danken für sein Leben.

Den Oberstabsarzt kümmert's nicht. Der schimpft schon wieder in der anderen Ecke herum, tröstend, fluchend, streichelnd, ganz Soldat und ganz ein Seelenarzt.



Ferdinand Staeger: Grenz wacht
 Ölgemälde im Besitz von Reichsminister Dr. Goebbels

Ferdinand Staeger — ein deutscher Maler

Eine Studie von Fritz Basil

„Der Maler soll nicht bloß malen, was er vor sich sieht,
 sondern auch was er in sich sieht.“

Caspar David Friedrich.

Als ich erfuhr, ich dürfe über Ferdinand Staeger und seine Bilder etwas schreiben, da war es mir eine große Freude. Nun soll ich beginnen, und hin bang.

Denn das Große in der Kunst, um es aufzunehmen, fordert einen ungeteilten Menschen, und es muß eine Stille im Gemüt sein.

Aber das „Artistische“ urteilt sich leicht. Bloße Bravour des Pinsels ist wie jene von Seiltänzern oder Kunstreitern leicht am Gelingen selbst zu messen. Wo aber der Maler mehr geben will als ein Blendwerk von den Dingen, wo er der äußeren Welt ehrfürchtig naht, weil eine innere Welt an ihren Formen sich erkennen und vollenden will, und wo ihm sein Tun also notwendig (und wahrhaft Notwendend!) von der Seele kommt, da muß auch unsere Seele mit ihm fühlen, oder wir erniedrigen sein Werk.

Künstler, die so schaffen, werden sich nie in Schulnamen fügen. Sie laden das Märchen an ihre Tische, und sind doch keine „Romantiker“; sie stehen wochenlang vor Tag und Tau, um das erste Dämmerlicht an einem Begrain treulich zu belauschen, und sind doch keine „Naturalisten“. Sie malen Ideen, und diese leben; sie malen Wirklichkeit, und die atmet Träume aus. Sie beherrschen das Handwerk, und man vergißt es. Sie stellen ihr Werk unter ein viel strengeres Gesetz, als alle ästhetischen Regeln (ja, diese leiten sich oft erst nachträglich von ihnen ab). Sie horchen auf niemand als auf sich selbst, und sind doch nie allein. Sie stellen in sich selbst ein Wesentliches ihres Volkes dar und die Angelehrten erkennen sich darin wieder. Sie mehren mit diesem ihrem Werke endlich den gemeinschaftlichen Besitz eines Volkes, und wir haben keinen anderen Namen für sie als

den umfassenden, den Ehrfurcht und Liebe uns eingeben: den deutschen.

Und wenn wir mit einem Worte C. D. Friedrichs diese Zeilen begannen, so möchten wir mit einem Ausspruch des Juden Max Liebermann die kleine Einleitung schließen:

„Dieser Staeger kann viel; dieser Staeger kann sehr viel. Aber die Art ist mir widrig!“

*

Dem Knaben, der an der Grenze zum Jüngling begann, sich Freunde fürs Leben zu erlesen, begegneten in den Büchern von Stifter und Eichendorff und Mörike, und im waldseligen Wahlfik, zuweilen seltsame Zeichnungen. Da lagen Trümmern im Moos, und Falter tanzten in den Sonnenstrahlen, Liebende schritten umschlungen durch das Gewölbe der Stämme und das Eichhorn sah ihnen nach, oder Elfen tauchten aus den Wurzelhöhlen, Postkutschen rollten durchs Thal unter dem silbernden Mond, und immer hingen die Flechten der Tannen, wie Eisblumen zart in das Bild, und begegneten und vermischten sich mit den Farben. Ich frug in solchem Alter nicht viel nach dem Namen des Zeichners; aber ich erklärte ihn mir ohne weiteres zu einem Landsmann, und wenn ich in Ferientagen dann hinein in das Grenzgebirge wandern durfte und von den grauen Felsen über den dunklen Seen und Wäldern ostwärts sah, wo in den gleichen Wellen und in der gleichen Einsamkeit das Land noch bis zum Rand des Himmels weiter floß, und wo ich überall noch mein Volk sitzen wußte, bei den kleinen Rauchfähnlein, die von den Meilern und den Rodeslecken stiegen, dann grüßte ich in jenem Böhmen auch die Wiege meiner geliebten Bilder; hier mußten sie zuerst geschaut worden sein, wo das Volk in seiner Abgeschlossenheit noch lebt und sinnt und träumt, wie zu der Väters Tagen, und wo in der Nähe des fremden Sanges ihm wacher und tiefer noch das Herz an seinem Eigentum hängt.

Dann verging eine lange Zeit, und jene Bilder wurden, wie die Jugend selbst, Erinnerung. Die Stadt war groß, und fern der Wald. Da sah ich eines Tages vor einer Kunsthandlung am Odeonplatz

viele Menschen stehen. Es fiel mir auf, daß auch so viel einfach gekleidete Männer und Frauen, die sonst an derlei Scheiben nicht eben häufige Gäste sind, darunter waren, und daß sich alle sonderlich andächtig verhielten. Ich trat hinzu. Es waren die „einfachsten“ Bilder, die man sich denken mag, ihr Gegenstand schien wahrlich in Nichts diese Aufmerksamkeit herauszufordern: es war ein Blumenstock vor einem feuchten Fenster, dahinter lichtete sich der fließende Tag; es war ein Stück Weiber, der sich zwischen Schilf und Röhrrieh in einen braunen Abend tränkte; es war ein kahles mürzernagtes Wiesental, ein Weidenstämmlein hielt seine paar Äste in das dürftige Licht. Und doch drang etwas aus diesen Bildern ein, das man sich mit den Mitteln der Kunst allein nicht mehr zu deuten vermochte. Hier hielt die Natur in einer ungeheuren Stille und königlich unbekümmert um den Beschauer, Zwiesprache mit sich selber, und etwas von der Stimmung der ersten Schöpfungstage schien an den Rand der Großstadtstraße gerückt. Vor diesen Bildern lagen auf dem Sammt radierte Blätter, ich erkannte sie gleich an ihrer traumhaften, wie gesiederten Zeichnung wieder, und es mochte zuerst fast befremden, daß jene strenge Demut und äußerste Entzignung wie dieses selbstherrliche Fabulieren demselben Manne zugehören sollten; doch da stand der Name und war bei beiden gleich: Ferdinand Staeger. Und der Künstler, hieß es, wirke seit Jahrzehnten in München.

Es wurde mir dann das Glück, ihn besuchen zu dürfen. Wir sprachen nie viel in seinem Atelier, ich aus Scheu nicht, und er — was hätte er reden sollen? Da waren ja seine Bilder und sprachen mächtig von dem, was sein Herz erfüllte. Und wir nahmen sie von den riesigen Wänden, und hoben sie aus den Winkeln, wo sie gestaffelt lagen, und es wurde immer ein stummes, stundenwährendes Fest. Und so oft ich wiederkam, waren neue Werke entstanden, sie drohten zuweilen, den Raum zu überschwemmen und deckten einander in Schichten zu und kündeten von der Fülle des Künstlers und von seinem Zwang. Wo aber ein Bild zu einem Käufer hinausgewandert war, da blieb es wie eine Lücke, und es war fast, als



Ferdinand Staeger: Vorfrühlingsabend

trauere der Meister über jedes Dahingegangene.

Nun verstand ich auch, warum in den Jahren vom verlorenen Krieg bis zur Erweckung des Reiches so eine Dornröschenstille um Ferdinand Staeger wachsen konnte. Was sollte eine Zeit der Ismen mit einem Manne anfangen, der segelgroße Flächen mit Kentaurerherden füllen kann, die vor einem lichten Schwert und Schild jählings über Felsen fliehen und aus dem Rahmen schier über den Beschauenden stürzen (und der noch dazu, „Ideologie“ in den Titeln treibt und so ein Bild den „Sieg des Reinen“ nennt!), während er ein anderes Mal wochenlang vor einem Steinblock auf der Haide sitzt, bis der graue Findling, gekleidet von der Sonne und umgeben von schirmheischenden Sternlein und Moosen,

wie ein Fürst der Odnis in dem Bilde thront, und wie ein Altar aller Majestät? Und was soll eine Zeit, deren erschlaffter Gaumen gereizt sein will mit hurtigen Gerichten und mit scharfen, knalligen Effekten, von einem Manne halten, der sich eine Lupe vors Auge klemmt und sich einen Monat lang über eine Radierplatte beugt, nur, um einen schneeschwangeren Himmel zu punktieren, Stich neben Stich, millionenmal? (Wo's doch Aqua tinta auch tut.) Und was soll sie sagen zu einem Manne endlich, der sich in der Tat, und in Schriften, in Aufsätzen und Reden, zu einer völkischen und sittlichen Sendung der Kunst bekennt?

Ach, nun möchten wir lang von all diesen Bildern Staegers erzählen und einen ganzen Hauschatz des Volkes aus ihnen zusammentragen: von seinen Märchen-

tafeln, wo ein Felsen im Wald beim Zusehen die Gestalt eines alten Riesen annimmt, und ihm zu Füßen sitzt ein Knabe und gelgt, und es tanzen die Schmetterlinge, und der Dornbusch an der Bergwand blüht; oder von seinen weiten Frühlingsflächen unter leuchtendem Himmel, wenn vor der Kette ferner Gipfel die malgrünen Bäume wie Tänzerinnen sich wiegen; oder von einsamen Mooren und Wetterfichten, von Wegen, die in den Abend münden und müd und trostreich wie ein Lied vom alten Claudius sind, oder von jenem schalkhaften Stücklein Baumstamm, zwischen dessen Wurzeln eine Geige liegt, ein spitzes Hütel, ein Känzel, ein Wanderstock, ein Notenblatt; die Krone des Baums ist gar nimmer da auf dem Bilde, aber man hört's, wie oben die losen Vögel sitzen und tirilieren.

Der Raum verbietet es. So wollen wir nur auf drei Züge seines Werkes weisen, die uns entscheidend dünken: wie der Mensch in seinen Bildern durchaus als Organ der Landschaft erscheint, als ihr Geschöpf und ihre Erfüllung; wie die menschliche Arbeit aus solchem Gefühl in die Feterlichkeit homerischer Gesänge rückt, als Dienst an den Göttern und Erfüllung des Schicksals; und wie die stummen Geschöpfe selbst, Wiesenrispe und Baumeswipfel, auf solcher Erde im Licht der ewigen Mächte stehen. Staeger malt die Welt, als gälte es sie zu schaffen . . .

*

Es gibt ein merkwürdiges Selbstbildnis von ihm: in einen schwarz verhängten Raum fällt von hoch oben durch ein Fenster etwas Licht; es sammelt sich auf dem Gesicht des Mannes und es scheint, als hätte der Maler unbewußt damit die Bestimmung des Menschen überhaupt getrossen: nämlich, da zu sein, damit das Licht in der Welt eine Heimat habe.

Wo er Menschen in ein Bild stellt, sind sie oft feltjam klein, und sie sind dennoch der Punkt, in dem dies ganze Gefüge von Feldbreiten und Gipfeln und Wäldern zur Selbstbesinnung gleichsam kommt. (Auch die Seele sitzt ja ähnlich verborgen in uns.) Wo seine Gestalten einmal aber groß in die Fläche wachsen, da scheinen sie erst recht aus dem Geist der Erde empfan-

gen und man könnte sie so wenig mehr aus der Landschaft nehmen, wie man einen Felsack nicht aus ihr brechen kann.

Da ist jenes Bild, das der Künstler „Grenzwacht“ nannte. Gibt es einen unerbittlicheren Wächter als jenen Fiedler, gibt es einen friedevolleren als jenen Mann mit dem eisernen Helm und dem bäurischen Rücken? Zu ihren Füßen, jenseits des Wassers, das einen unverföhnten, schwefeligen Himmel spiegelt, fließt das Land in denselben abendlichen Wellen weiter. Und wir fühlen, wie dies feindliche Land und seine Trauer auch an den Wächtern teil hat; sie sind wie Fels geworden und können nicht mehr von dem Orte weichen, sie müssen ewig in das Zerstückte äugen und müssen es lieben, während sie den Speer drüber halten und während der Sängers Leid und Kampf mit dem Bogen streicht. Denn Leid und Kampf der Grenze sind mit diesem Bilde aus den zufälligen Bezirk gerückt und in die bittere Ordnung Gottes gehoben.

Wie die Arbeit des Bauern und der Kampf des Pfluges auch in die harte, ewige Ordnung wachsen! Immer wieder hat der Pflug diesen Maler verlangt. Er hat den Rastenden abgebildet, eine Last rostbraunen Eisens am Feldrain, die aufgebroschene Scholle dampft in den treibenden Nebel, und Raben flattern, spukhaft, wie über ein Schlachtfeld. Und er hat das herbstliche Gespinnnt gemalt, wie auf dem Widerriß der Rinder das allerlechte Licht der Welt sich sammelt und wie der Bauer auf der tödlich abgeleerten Fläche vor stumpfen Bergen seine Furchen zieht, als müsse er, da alles Leben weß ward, für eine neue Schöpfung Saat bereiten. Und er hat den goldenen Triumph der Ernte und den posamendenden Prunk der Ähren zu Garbenpforten gerafft, hinter denen Pflüger und Rosse wie in einem heiligen Festzug in die Jahrtausende schreiten.

Und seine Bäume sind ihm, wie unseren Vorfätern, in die Schauer der Gottheit gefüllt. Da steht die Wetterfichte im zornigen Rauch der Höhe, zu ihren Füßen, gering wie ein treibendes Blatt, müht sich ein Greis bergan, und wir wissen nicht, sucht er ein sühnendes Ende im Blitzstrahl, oder will er noch einmal die Gesänge titanischer Jugend anstimmen, auf den Felsen, im Qualm? Und da wächst

die Fichte am Waldrand wie ein grüner Lerchentriller in den Himmel, der so hoch und hell zurückweicht, damit Raum sei für die Türme des Jubels. Es spiegeln sich Wipfel abgründig im See, es fängt ein Weidenstämmlein den ganzen Lenz mit seinen kahlen Zweigen, als bäte es, rührend, für sein armes Tal umher . . .

Mögen die Bilder sprechen. Zur Kunst kann das Wort doch immer nur winken.

*

Vom Leben des Meisters haben wir am wenigsten zusammen gesprochen. Sein Leben ist sein Werk.

Einer seiner Vorfäter ist vor vier Geschlechtern aus Berlin als bürgerlicher Schneidermeister in die Iglauer Sprachinsel eingewandert. Seine Mutter stammt aus einer alten Gerberfamilie, die schon im 15. Jahrhundert das Amt des Zunftmeisters in Trebitsch (im südöstlichsten Winkel der Sprachinsel) ausübte. Er selbst war zum Handwerk bestimmt, die „Zierde der Webereischule“ nannte ihn sein Brünner Rektor. Ihn zog's zur freieren Kunst, Schikaneder war in Prag sein Lehrer. Der „R. u. R. Kriegsmaler“ fing

auf eigene Faust einen Trupp Russen und erwarb so, als einziger Zivilist im ganzen Weltkrieg, die Silberne Tapferkeitsmedaille, noch ehe er dann als Leutnant beim Iglauer Hausregiment an manchen Fronten kämpfte. Dann kehrte er nach München zurück, wohin ihn schon im Jahre 1908 Georg Hirth in den Kreis der „Jugend“ gezogen hatte. Schon 1912 war über den knapp 32jährigen die erste Monographie erschienen. Zwei andere folgten noch. In den Jahren der Entartung vergrub er sich kämpfend und gläubig in sein deutsches Werk und mehrte und sammelte es in der Stille. Heute ist er Professor. Mit dem Führer besitzen und schätzen viele Reichsminister seine Bilder. Und morgen wird sein Volk ihn kennen und lieben.

Ich sagte einmal zu ihm, und wies auf seine Tafeln ringsum: „Wie glücklich müssen Sie sein in solcher Schöpfung.“ Er wiegte den schweren Kopf mit dem blonden Spitzbart ein wenig, und meinte „Im Gegenteil. Man sieht, was fehlt.“

Aber, das geht wohl zu den meisten Zeiten auch dem lieben Gott mit seiner Welt nicht anders . . .

Die Geister

Erzählung von Detlef Kraunhals

Es war in dem kleinen, sehr kleinen Städtchen Katarinówka eine ausgemachte Sache, daß der Fjedor Gregorowitsch Wolukin Umgang mit den Geistern hatte. Schlimm war es nur, daß das nicht so eine gewöhnliche Sorte von Gespenstern war, wie sie an den Kreuzwegen, zwischen den Sumpfbirken und über den Kiefernschirmen lebten, mit ihren Köpfen kullerten oder fladernd die Zottelpferdchen scheu machten. Nein, Wolukins Geister lebten in der Stadt, in den Häusern, um die Kuppelkirche, auf den Fleischbuden am Markt und man mußte dem alten Wolukin schon glauben, daß dem so sei, denn er schwur bei seinem Barte, und der Bart war schön und hatte lange silzige Locken.

Gut, daß es nie dem Vorsteher zu Ohren kam, denn der hielt darauf, daß die kleinen einstöckigen Häuser hellgelb, weiß, himmelblau oder dunkelhölzern ordentlich in den endlosen Reihen standen. Daß darin sich auch noch Geister herumtreiben sollten, wo man schon mit den darin lebenden Menschen soviel Scherereien hatte, das wäre zuviel gewesen für den Vorsteher, der sich dazu noch jeden Tag ärgern mußte, daß er selber nicht auch ein zweistöckiges Haus hatte, sondern darin der Nastali Zitronat hauste, der an seinem Eisenkram verdiente.

Aber, was soll man dazu sagen, wenn der Wolukin am hellen Nachmittage vor der Budenreihe am Markte stand und wütend hinauffschrie: „Bestie, Here verfluchte . . . was hast du da zu suchen — runter vom Dach!“ dann sammelten sich wohl ein paar Leute um ihn, die Jungen lachten, die Kastane wedelten und die Bauern starrten mit offenem Mund, bis man den Wolukin fragte, was denn sei und der wütend brummelte: „Ja seht ihr

denn nicht das grüne Weib, — da und da und da hat sie schon die Schindeln zertraten, — immer weiter geht sie.“ Ja, wirklich, da fehlten immer in kurzer Schrittweite voneinander die Schindeln.

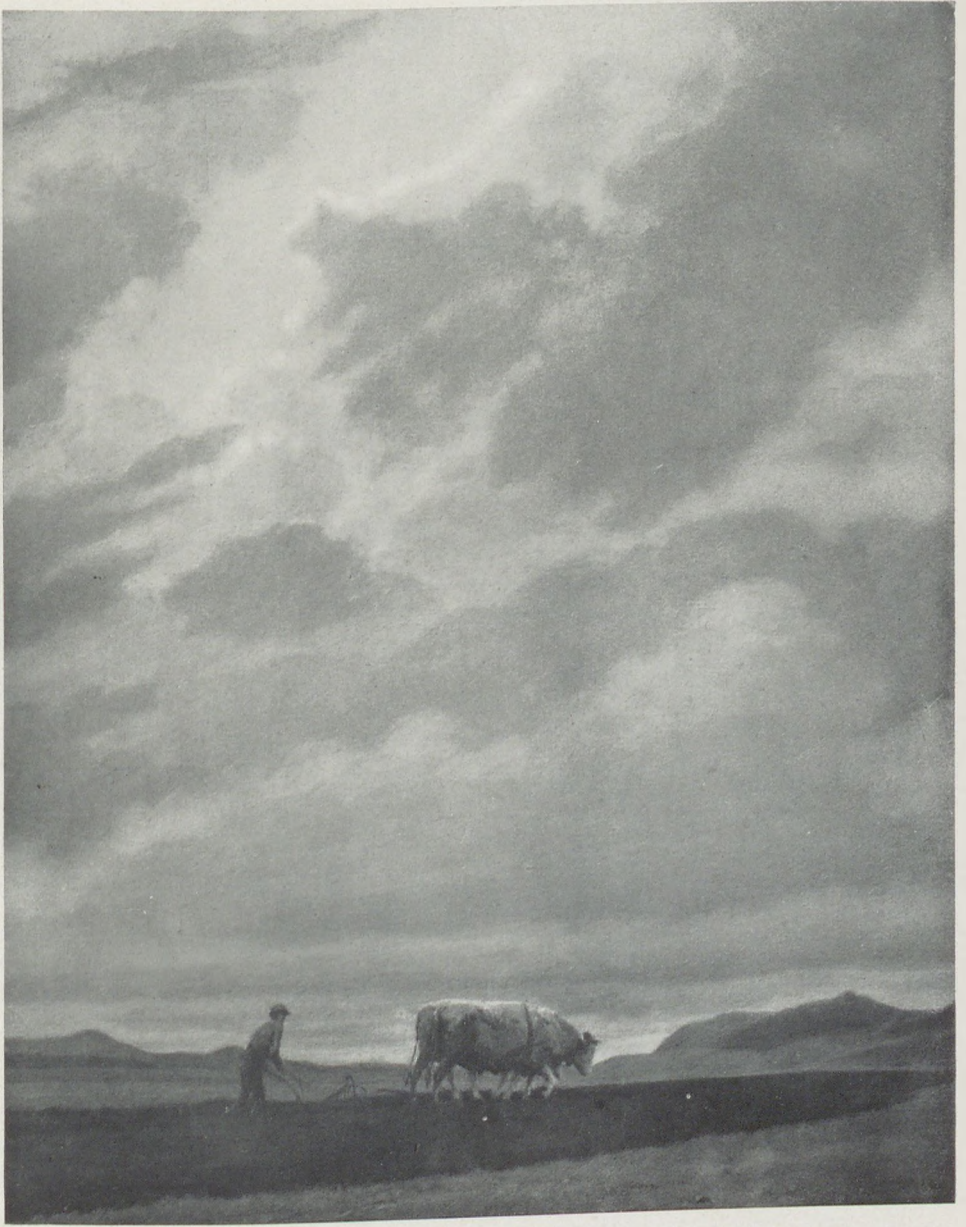
„Hi, Väterchen“, rief dann einer, „bist ja besoffen!“ Dann aber konnte der Wolukin böse werden, wie ein alter Kater. „Da“, schrie er, „da“ und hauchte den Erschrockenen unter dem Barte hervor fauchend an, daß der gebannt nur auf den einen in der umfranzten Mundhöhle starrenden Gelbzahn sah und merkte, daß Wolukins Atem zwar roch, aber leider nicht nach Schnaps.

„Nu, Marusja“, sagte Wolukin in der Straße zum Stadtende, „deinen Schornstein holt auch bald der Rußtigger.“ „Zih — scher dich“, schrie die Marusja von innen und gab der Tür einen Tritt, daß sie vor dem Wolukin in den Rahmen prallte. Aber der trottete weiter und streichelte an der Ecke ein sonnenwarmes kleines gelbes Haus, redete ihm wie einem Pferde begütigend zu und stapfte in seine Hütte.

„Heilige Mutter Gottes“, kam am andern Morgen die Marusja gelaufen, „liebstes Väterchen — och nein“, leuchte sie auf der Ofenbank beim Wolukin, „heut nacht . . . heut nacht, — der Schornstein!“

Ja, da war es nun geschehn, nach Mitternacht war die Marusja aufgeschreckt und dann sei mit Donnergepolter der Rußtigger über das Dach gefahren und nun liege der Schornstein in Stücken im Hof. Nicht zu rühren hatte sie sich gewagt. Was denn um aller Heiligen Rußlands willen zu tun sei, — ob denn der Pope . . . ?

Aber Wolukin rechte beruhigend seinen Bart. Nein, mit dem Popen stünden sich die Geister schlecht. Vor zwei Nächten habe er drei rote Wolken gesehen, die sich



Ferdinand Staeger: Herbstliches Pflügen
Bilgemälde im Besitz von Reichsminister R. Walther Darré

um die Kirchenkuppel gejagt hätten, das bedeute nichts gutes für den Popen. Aber er wußte etwas, und der Marusja quot- len die Augen aus dem Kopf. Ja, man mußte ein Stückchen von dem toten Riefernast nehmen, auf dem in der eis- kalten Neujahrnacht die weiße Krähe zu sitzen pflegte und den mit in den Lehm des neuen Schornsteins backen. Ja nun, aber ob Wolukin denn wußte — ? Doch der beruhigte sie. Er verstünde sich schon darauf, aber es sei sehr schwierig, wegen dem Wasser. „Wasser?“ Doch, doch, aus einem Teich, in dem einmal ein ungetauf- tes Kind ertränkt sei, mußte man auf die Riefer gießen, dann käme der Ast von selbst herunter, also . . . so sechzig Kopfen oder ein Rubelchen werde das nun schon kosten. Dann aber käme der Ruftiger nie mehr und vor dem Riesen Wollogow, der sich sein Haus mit gestohlenen Haustüren decke, sei man dann auch sicher.

Das wußte übertag die halbe Stadt. Die einen lachten, die Alten schüttelten die Köpfe und die Frauen steckten sie zu- sammen: konnte man denn wissen, ob nicht der Wolukin wußte — ? Einig waren sich alle, daß der Wolukin ein guter Mensch sei, war es auch unheimlich, wenn der Alte seinen Bart am Abend plötzlich ohne Pochen durch die Tür steckte und seine Mühe gegen den Herd zu abnahm um unverständlich zu murmeln. Aber dann wußte man doch, irgendwie hatte der Alte einen geschützt, legte sich beruhigt schlafen und entfernte auch die Zweige und Kräu- terbündel nicht, die er manchmal wortlos in den Stall hing oder unter die Schwelle stopfte. — Es war gut einen zu haben, der auf die Geister aufpaßte.

Bald darauf versetzte Wolukin den Popen in Aufregung. Der war über den Grasplatz vor der Kirche gekommen und hatte es in ihr rumoren gehört. Drinnen sah er etwas schattenhaftes und scheltend durch das niedere Gebälk kriechen — Wolukin. Der Pope fragte erstaunt, was er denn da oben wolle und Wolukin schimpfte oben: „Anken sind es, wider- liches Gezücht, schleimiges — überall bauen sie Nester und fressen . . . da — weg, runter.“ Und er trat wütend gegen einen Balken, daß dem Popen ein zer- brechendes Schwalbennest vor die Füße flog. Da schrie der Pope herauf, der

Wolukin solle sich herunterserhen, aber gleich! Erstaunt hielt der inne und stieg kopfschüttelnd über die kleine Leiter. „Was soll denn dieser Ansim mit dem Schwalbennest?“ fragte der Pope böse.

„Schwalbennest“, lächelte der Wolukin mit den Zwinkeraugen, als spräche er mit einem verständnislosen Kinde und zog den Popen draußen auf die Bank. „He — Schwalbennest! Darin brüten doch die Anken mit den weichen Flügeln.“ Und als der Pope ärgerlich aufstehen wollte, hielt ihn der Wolukin fest. Nein, nein, es wäre so, weiche schwarze Flügeln hätten sie, die Anken, die da oben im Kirchengebälk hekten. In den Nächten rufe es oft in der stillen Kirche, besonders nach den Sonntagen wenn die Anken satt sind. „Satt sind?“ fragte der Pope halb belustigt.

„Ja doch, daß du das nicht weißt, wo du doch das große Kreuz hast. Sie sind ja so schädlich die Anken — für die ganze Stadt — sie fressen und saugen den Weihrauch ein, der hochsteigt, damit er nicht nach oben zieht und gutes tun kann, davon werden sie satt und glänzend . . .“

Es endete damit, daß der Pope dem Wolukin verbot je wieder seinen Ansim in der Kirche zu treiben. Der aber schlürfte durch die Straßen und unterhielt sich dann sehr lebhaft und lachend mit einem, der unten im Brunnen sitzen mußte. Darauf setzte er sich unter den Brunnengalgen und grinste über alle die vorbeikamen und nach unten in den kleinen Wasserspiegel sahen: „Ihr seht ja doch nichts, als eure blöden Gesichter, Hühnervoll dummes!“

Bald kam ein Sturm über die Ebene und trieb seine Staubwolken durch das Städtchen. Wolukin war unterwegs mit flatterndem Mantel und wo der Wind seine Wirbel hochzügeln um die Ecken trieb, tanzte der Wolukin mit. „Hoo“, schrie er, „Huui — Schwestern — heut haben wir's gut — !“ Und drehte sich wie ein großer Vogel in den Staubwirbeln mit seinen wedelnden Mäntelschößen. Wie er einmal aufkeuchend stehen blieb, als der Sturm von neuem Atem holte, schlug ihm ein Gelächter entgegen. Dort stand ein Klumpen von Leuten auf der Straße und lachte den Wolukin mit seinem verrückten Tanzen um die Ecken aus.

Da zog der fest seinen Mantel um sich, ging auf sie zu, rechte ihnen den Bart entgegen — stand stumm vor ihnen und als sie ihn halb grinsend, halb furchtsam anstarrten, sagte er nur bissig: „Gebt nur acht auf eure Tiren, bei dem Blasen fliegen auch dem Riesen Wollogow die Schindeln fort!“

Lachend stob die Gruppe auseinander.

Es begab sich, daß der Andrej Pawlowitsch mit seiner ganzen Familie am nächsten Tag auf ein Dorf fuhr. Sein Onkel Fejmowitsch war dort gestorben und den Fraß dazu wollte sich keiner entgehen lassen.

Uderntags am Morgen blieb der Andrej, mitten im Anziehen der Zügel, starr hintenübergelehnt auf seinem Wagen sitzen und starnte müde und blöde auf sein Haus. Verflucht — er hatte doch die Tür verschlossen gestern! Hastig sprang er ab und ging hinein — die Tür war fort. Sonst fehlte nichts. Die Frau bekreuzigte sich ein ums andere Mal als sie durch die Kammern ging — aber es war alles an Ort und Stelle, dann setzte sie sich auf die Ofenbank und pustete: „Los, hole ihn, er soll helfen . . . der Wolukin!“ „Blödsinn!“ schrie der Andrej und ging hinaus.

Der Wolukin war nicht zu Hause und als der Andrej ihn auf den Straßen fand, rief der schon von weitem: „Na, was hab' ich gesagt! Da hast du's — aber erst will keiner hören, wie, woher ich es weiß? Ich habe ihn doch selber gesehen den großen Kerl, den Wollogow. Schon kommen hab' ich ihn hören. Bumms, bumms, machte er die ganze Straße lang, denn hüpfen muß er, wo er nur den einen Elefantensfuß hat. Und dann ist er mitten auf der Straße stehengeblieben. Ein paar von seinen Armen wedelten in der Luft, mit den andern strich er über die Dächer, zehn, was sage ich, vierzehn Arme hat der Wollogow. Ja, da sah er sich dann langsam um und mit einem Male nach deiner Tür und — ratsch steckte er sie in den Gürtel und bumms, bumms fort war er.

Dem Andrej grauste, so sei das wirklich alles gewesen? Nun freilich, er, der alte Wolukin werde sich schwer hüten über einen so mächtigen Herren, wie den Wollogow etwas Unwahres zu erzählen. Der Andrej war vernichtet. Aber Wolu-

kin drehte sich gleichmütig um und schlürfte hastig davon.

Andrej hinter ihm her — wohin er denn so schnell wolle. „Keine Zeit, keine Zeit, muß zum Nastali, da sind die Feuermäuse im Keller, die fressen ihm wieder die Hufeisen auf.“ Der Andrej lief neben her:

„Höre doch, Väterchen, liebes, so geht das doch nicht, du mußt mir helfen . . . die Frau hat mir gesagt, was die Pawlowna ihr erzählt hat und die hat es von der Marusja.“

Wolukin blieb stehen: helfen könne er gerne — aber so zwei drei Rubelchen . . . Und dann ging er endgültig weiter und ließ den Andrej stehn, zottelte auf den Markt, wo das Haus vom Nastali Zitronat stand. Aber mit einem Male hielt er nicht auf das Haus zu, sondern quer über den Marktplatz und blieb genau in der Mitte stehen. Da stand ein Bauernwagen, den bat der Wolukin freundlich doch ein wenig zur Seite zu fahren. Dann ging er hin und holte Steine, und legte sie dort zu einem kleinen Kreis. „Was machst du denn Wolukin?“ „Kommt ein Wetter . . . daß Hagel und Bliße nicht in die Häuser gehen!“

In der Nacht gewitterte es und Wolukin lag auf seinem Ofen. Von Zeit zu Zeit schielte er hinunter, da lagen schön aufgestapelte und gebunden lauter frischgespaltene Bündel von seinem trockenen Riechholz.

Nicht lange danach kam die Geschichte mit dem Philippowitsch. Der kaufte den Bauern den Hafer, die Grütze oder auch den Mais ab. Sein Haus war klein wie alle, aus Holz, aber lehmverschmiert, rosa, so schön fertelrosa gestrichen und an den Ecken standen gezackt die gefügten Balken vor.

Beim Philippowitsch rollte und polterte es.

Immer bei Neumond oder wenn eine dunkelverhangene Nacht über den Dächern stand, polterte es hastig über die Dachschindeln und rollte mitunter auch leise auf dem Dachboden. Auch als der Philippowitsch einmal die Furcht überwand und mit der Lampe auf den Boden leuchtete oder den Laden öffnete, ob draußen etwas zu sehen sei, wenn es über die Schindeln klackerte, war nichts dort und

es änderte sich in der nächsten Nacht auch nichts. Wenn es nun nur einmal gewesen wäre, man wollte den Geistern ja gerne ihren Spaß lassen, aber als sich bald die Nachbarn abends hastig verabschiedeten, die Kinder brüllten, wenn sie in die dunkle Schlafkammer sollten und schließlich die Frau vorzeitig in die Wehen kam, — da mußte Wolukin geholt werden.

Der machte bei Philippowitsch' Erzählung ein bedenkliches Gesicht: „Ja ja, ich kann mir denken was es ist, entweder die Fledermäuse mit den Ziegenfüßen, die über die Schindeln hüpfen, weil sie nicht auf neues Holz treten dürfen wenn sie die Schlangen melken gehn zum Neumond. Oder auf dem Boden die Bruwoliki, das sind kleine Leute, spannenlang, mit Spinnfüßen, kleinen grünen Mänteln und langen blauen Nasen — so — stehen die in die Luft.“ Und dabei beschrieb Wolukin einen Bogen von seinem Nasenkubel bis an den Müsenrand.

Philippowitsch wollte aber gerne wissen, wie man denn dieses Zeug auf die Sprünge bringen könne. „Bewahre — bewahre, nicht so einfach mein Lieber“, wiegte der Wolukin den Bart, „ganz, ganz vorsichtig muß man sie behandeln, sie bringen Segen ins Haus, aber auch Unheil, wenn man ihnen unvorsichtig kommt.“ Und lange blickte Wolukin nachdenklich vor sich hin, vor den Philippowitsch, der von einem Bein auf das andere trat.

„Ich weiß“, richtete er sich auf, „ich werde sie besuchen.“ Und als Philippowitsch die Augen aufriß, „ja, in einer dunklen Nacht werde ich auf deinem Dachboden bleiben, laß nur die Thür offen und stör mich nicht. Ich weiß, wann es nottut. Nur“, meinte er dann nach einer Weile, „Brüderchen, meine Hausgeister, . . . daß sie mir kein Unheil machen währenddessen, weißt du . . . den kleinen goldenen Schwellenkästern muß ich Milch hinstellen und den Wolkententen, die auf den guten Herd Zug sehen — einen Fisch, also, so zwei drei Kubelchen . . .“

Der Philippowitsch willigte gerne ein und hörte es bald nach einigen Nächten, wie es oben wieder rollte, dann wie kurz darauf der Wolukin durch die angelehute Thür auf den Boden schlich. Wieder rollte es, aber nur ganz kurz und dann sprach

der Wolukin; was, das konnte man nicht hören, aber tief, brummend und zuredend. Dann wurde es still und Philippowitsch schlief beruhigt ein. Am nächsten Morgen war Wolukin fort.

Nach vier Tagen kam ein Großhändler zum Philippowitsch nach Grütze. Der stieg auf seinen Boden an die Grützekiste — Heilige Mutter Gottes von Kasan, nur noch ein Bodensatz war in der sonst vollen Kiste und es fand sich, daß spannenbreit über dem Boden ein daumendickes Loch in die Kiste gebohrt war, bis in dessen Höhe waren viele, viele Pud Grütze verschwunden. Kein Krümel lag auf dem Boden und kein Holzspan.

Dem Philippowitsch fielen die Bruwoliki ein und der geholte Wolukin polterte gleich los: „Ich sag es ja, wenn man sich nicht um alles kümmert, hat deine Frau etwa am dem Morgen, nachdem ich auf dem Boden war, Feuer im Herd gemacht?“

„Ja, natürlich.“

„Ach, — diese Bruwoliki“, lachte Wolukin, da haben sie doch gleich Hochzeit gefeiert und sich dazu die Grütze geholt. Aber ich gebe dir was, Lehm, an einer Stelle geholt, an der sich früher einmal ein Ermordeter verblutet hat, damit wird das Loch zugestopft, dann rinnt die Grütze nicht heraus und die Bruwoliki können nicht mehr stehlen.“

Es kam aber dazu, daß der Vorsteher durch den Großhändler von der Grütze hörte. Nun hatte der Vorsteher selber, als er einmal vom Wodka früh nach Hause torkelte noch die dunkle Erinnerung, den Wolukin mit einem Sack gesehen zu haben.

Damit kam das Verhängnis. Als der Wolukin gerade auf dem Felde nach dem Lehm mit dem Ermordetenblut war, stiegen der mißtrauische Vorsteher und der Gendarm auf Wolukins Boden, fanden vier kleine Säcke mit Grütze und die blaue Farbe, an manchen von den Kienholzspänen hinter dem Ofen hatte eine verdächtige Ähnlichkeit mit jener, in der einst Andrejs alte Haustür gestrichen war.

Am Ende des Verhörs fragte der Richter, wie denn der Fall mit dem Schornstein von der Marusja Petruchowna gewesen sei. „Ehrwürdiger Herr“, sagte der Wolukin, „mit einer Stange, ehrwürdiger Herr, ein alter Mann will doch auch leben!“

Von Pommerellen nach Indien

Die Forschungsreisen des deutschen Zoologen

Gerd Heinrich

Dicht vor der pommerellischen Kreisstadt Zempelburg liegt eine kleine Eisenbahnhaltestelle, auf der der Fahrgast vergeblich einen uniformierten Bahnbeamten zu erblicken versucht und wo nur selten Reisende ein- und aussteigen. Mitunter indessen fallen die seltenen Gäste besonders auf, und der durchreisende Fahrgast, der aus seinem Abteilfenster blickt, fragt sich, bevor neue Eindrücke ihn von seinen Gedanken ablenken, wie sich wohl jener stetig lächelnde, bebrillte kleine Japaner hierher in diese Einsamkeit verirrt haben möge oder der hagere Ungelsachse, der sich weder in deutscher noch in polnischer Sprache mit dem Zugschaffner verständigen konnte, oder was die beiden lebhaft gestikulierenden Franzosen hier suchten. Wenn ausnahmsweise ein „Eingeborener“ hinzusteigt, wird der Erstaunte vielleicht zu hören bekommen, daß da in der Nähe ein deutscher Gutsbesitzer wohne, der nicht bloß den Ehrgeiz habe, sich den ererbten Besitz zu erhalten, sondern auch den Spleen, von Zeit zu Zeit des längeren gerade dort umherzureisen, wo die Welt am weitesten entfernt sei. Dort fange er Vögel, Insekten und anderes Tierzeug, mit besonderer Hartnäckigkeit aber ein ganz seltsames Geflügel, nämlich Schlupfwespen, die er Ichneumoniden nenne. Dieser Mann schreibe auch Bücher, spannende, unterhaltsame Bücher über seine Reisen, doch ebenso andere, wissenschaftliche, und die könne kein Mensch außer solchen da, wie sie eben aus dem Zuge gestiegen waren und im Begriffe standen, sich im Wagen abfahren zu lassen.

Der seltsame Mann, zu dem solche nicht minder seltsamen Leute kommen, ist der Zoologe G e r d H e i n r i c h. Er ist heute 42 Jahre alt. Das Gut, das seiner Familie seit Generationen gehört, hat den anheimelnden Namen Borówki, obwohl

es dort in den Wäldern nicht mehr und nicht weniger Heidelbeeren gibt als in anderen Wäldern auch. Der Vorfahre, der sich hier Haus und Hof erbaut hatte, gehörte zur Familie der einem alten protestantischen Posener Bürgergeschlecht aus schottischer und deutscher Wurzel entstammenden Ferguson-Tepper, der berühmten Warschauer Bankiers der Sachsenkönige und Stanislaw Augusts, die man die „Bankherren des Nordens“ nannte. Er hatte sich den schönsten Platz auf seinem Besitz erwählt. Ein reichlich verwilderter Park verhüllt jede Kunde von einer menschlichen Wohnstätte den Blicken des Ankömmlings, der auf verdrießlicher Landstraße dem Ziele entgegenfährt, und eigentlich erst, wenn der Wagen vor dem Hause hält, merkt er, daß er angelangt ist. Nochmals Bäume und ein schöner Kastanienweg trennen von der anderen Seite das Haus vom Wirtschaftshof. „Wie schön!“ sagt der Städter, — „Wie unpraktisch!“ der Landwirt.

Der Endmoränencharakter der Landschaft, die nicht allzuweit von der Tscheler Heide und der Kassubischen Schweiz entfernt ist, erklärt ihre Reize. Aber sie hat hier noch etwas besonderes: In der Gemarkung von Borówki gibt es, von der großen Schneeschmelze am Ausgang der Eiszeit verschlagen, Pflanzen, die sich sonst nur in skandinavischen Hochmooren finden und wohl nirgendwo sonst in unserer kontinentalen Zone. Grund genug, um in einem aufgeschlossenen Knabenherzen Entdeckerfreude und Forscher Ehrgeiz frühzeitig zu wecken. So jedenfalls erging es Gerd Heinrich, der schon als Gymnasiast unter Mitschülern und Lehrern als ein gelehrter Botaniker und Zoologe galt. Und alles, was er sich weiterhin an Wissen und Gelehrsamkeit errungen, ist aus eigenem Trieb und eigenem Drang

nach Erkenntnis erworben. Heinrich ist kein Akademiker, weder nach seinem Bildungsgang noch etwa nach einer Einseitigkeit der Interessen, die aus dem Wesen der akademischen Fachbildung leicht zu erklären wäre. Aber er ist dennoch heute ein in der wissenschaftlichen Welt berühmter Fachgelehrter. Er ist, wie es einer der ersten deutschen Zoologen einmal ausdrückte, zugleich Gelehrter und Trapper, Schriftsteller und Landwirt von Beruf.

Der Fremde, der aus einer geräuschvoller Gegenwart hierherkommt, mag den Worten oder dem Sinne nach wie Theodor Storm vom Heidedorf sagen:

Kein Lärm der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit.

Vielleicht macht hier nur der Fernsprecher Lärm, doch selten, öfter schon das Bellen der Hunde, die ihre Aufsichtspflichten sehr ernst nehmen. In dieser Einsamkeit sind die Pläne zu den immer kühneren Unternehmungen entstanden, durch die Heinrichs Name wissenschaftlichen Klang erhielt. Je weiter die Pläne gespannt wurden, um so lebhafter schüttelten alle die Köpfe, denen sich die ornithologische Begeisterung nicht mitteilen wollte und die sich von der Leidenschaft für Schlupfwespen nicht hinreißen lassen konnten. Sie schüttelten um so mehr die Köpfe, als Heinrich aus den Forschungsreisen eine Art Familienunternehmen machen wollte. Seine Frau Anneliese und von 1929 ab auch ihre Schwester Lieselotte Machatschek aus dem nahe gelegenen Bromberg sollten sich als Begleiterinnen und wissenschaftliche Mitarbeiterinnen mit dem Kapital ihrer Arbeit und mit dem Risiko ihrer Gesundheit und ihres Lebens daran beteiligen. Beide Frauen wagten den Einsatz. Er war hoch und hat von ihnen große Opfer gefordert, besonders von einer Frau und Mutter. Aber nur in dieser Form eines wissenschaftlichen Familienunternehmens waren die großen Erfolge der Forschungsreisen überhaupt möglich gemacht. In einer einzigartigen Gemeinschaft haben sich 13 Jahre hindurch Wissenschaftsdrang und Zielbewußtsein, Kameradschaft und Mut in tapferen Ertragen auch der ärgsten Gefahren und körperlichen Leiden bei diesen drei Menschen bewährt. Ein Deutscher in Polen hat nicht so viel Geld, um zu einer Expedition eine luxuriöse Kara-

wane auszurüsten, die sich gewöhnlich dann als untauglich erweist, wenn es gilt, außerordentliche Hindernisse durch persönlichen Opfermut und Willen zu überwinden.

+

In den Wäldern und auf den Wiesen von Borowki fing es an. Hier starteten die ersten „Expeditionen“. Ein schon etwas kühnerer Vorstoß in die Ostgebiete Polens erhob das Selbstgefühl. 1925 folgte die erste größere Reise nach dem einsamsten Rumänien, ins Donaudelta, nach Bessarabien und in die Dobrußja. Aber diese ersten tastenden Schritte plaudert Heinrich mit köstlichem Humor in seinem Buche: „Von den Fronten des Krieges und der Wissenschaft“ (bei Dietrich Reimer, Berlin). Die Ergebnisse der rumänischen Expedition und die gründliche und sachgerechte Berichterstattung darüber, die in einer deutschen ornithologischen Zeitschrift veröffentlicht wurde, lenkten zum ersten Male die Aufmerksamkeit eines größeren Kreises von Fachgelehrten auf Heinrich.

Das Jahr 1927 war mit der ersten Expedition ausgefüllt, die über die Grenzen Europas hinausdrang, nach Nordpersien, ins Elbursgebirge. In seinem Persienbuch (auch bei Reimer) hat Heinrich die atemberregenden Gefahren und abenteuerlichen Wendungen beschrieben: z. B. die Rettung des malariafranken Forschers aus dem unwegsamen Hochgebirge durch ein Junktorsflugzeug, das seine Frau von der deutschen Gesandtschaft in Teheran herbeigekabelt hatte. Aber auch reiche wissenschaftliche Erfolge brachte die Expedition in diesen unerforschten Gebieten. 1929 wurde eine Reise durch Jugoslawien unternommen.

Das Berliner Zoologische Museum, insbesondere sein Kustos, Professor Dr. Stresemann, ein Fachgelehrter von Weltruf, hatte inzwischen auf Heinrich die Aufmerksamkeit amerikanischer Kreise gelenkt, die sich um das American Museum of Natural History in New York, das reichste der Welt, gruppierten. Ein berühmtes englisches Museum, das einen Teil der persischen Beute angekauft hatte, schrieb einen fast überschwänglichen Brief, voll des Lobes über die Güte der Präpa-

rate, die das Wert der Frauenhände waren, und hat um die Vorhand für alle späteren Expeditionen. So war Heinrichs Name in der wissenschaftlichen Welt bereits zu einem Begriff geworden.

Mit den New Yorkern wurden Verhandlungen aufgenommen. 1930 konnte zu dritt die Reise nach der großen niederländisch-indischen Insel Celebes angetreten werden. Sie dauerte zwei Jahre. Den Amerikanern fehlte in ihren Sammlungen, auf deren fast lückenlose Vollständigkeit sie stolz waren, eine Kalle, ein Laufvogel, der nur einmal überhaupt vor 40 Jahren erbeutet und seitdem verschollen war. Dies schene Tier sollte Heinrich nach Möglichkeit nebenbei mitbringen — ein fast unerfüllbarer Wunsch! Ganz am Ende der geradezu sensationell erfolgreichen, aber auch unsagbar entbehrungsvollen und opferreichen Unternehmung fand er es wirklich. In seinem Buch „Der Vogel Schnarch“ (bei Dietrich Reimer) hat Heinrich die schwierige Celebes-Expedition mit meisterhafter Darstellungskunst beschrieben. Die Wissenschaftler aber stellten fest, daß durch Heinrichs Forschungsergebnisse der Wissenschaft, nicht nur der zoologischen, völlig neue Erkenntnisse vermittelt worden seien und daß die Insel Celebes jetzt für gründlicher erforscht gelten könne als das übrige Insulindien, das man doch bestens zu kennen geglaubt habe. Mit seiner fesselnden natürlichen Erzählerkunst errang Heinrich auch vor einer breiteren Öffentlichkeit durch Lichtbildervorträge über Persien und über Celebes Beifall: in Bromberg vor der Deutschen Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft, in Posen vor dem Naturwissenschaftlichen Verein, in Danzig vor der Naturforschenden Gesellschaft und vor dem Überseeclub und ebenso in vielen Städten des Deutschen Reiches.

1933 sollte Heinrich, wiederum im Auftrage der Amerikaner, nach Neu-Guinea gehen. Noch kein zoologischer Forscher hatte dort rechten Erfolg gehabt. Ein besonderes Flugzeug sollte gebaut werden, um die riesigen menschenleeren Räume überwinden zu helfen. Heinrich selbst, der

den Krieg vom Anfang bis zum bitteren Ende zuerst als Thorner Alan, dann als Flugzeugführer in Italien und an der Westfront mitgemacht hatte, sollte es führen. Auf einer Zusammenkunft in London war schon alles notwendige mit dem amerikanischen Gelehrten Dr. Sanford besprochen. Indessen scheiterte dieser Plan gewissermaßen in letzter Stunde vor dem Start.

So mußte man wieder bescheidener werden. Die zoogeographische Durchforschung Südosteuropas wurde systematisch weitergeführt. 1933 wurden die Transsylvanischen Alpen bereist, 1935 im Kraftwagen das bulgarische Rhodopegebirge und 1936 die Südostgebiete Polens. Eine Reise durch Griechenland soll später diesen Aufgabekreis abschließen.

Auch außerhalb der Reisen ist Heinrich als Zoologe nicht untätig gewesen. Er hat viele Beiträge für fachwissenschaftliche Zeitschriften verschiedener Länder, insbesondere Deutschlands und Polens, geliefert. Zu seinen hervorragendsten Arbeiten gehören eine auch in der Ausstattung kostbare Monographie über die Insekten von der Insel Madagaskar in französischer Sprache, die in diesem Jahre herausgekommen ist, und ein Beitrag über die Schlupfwespenfauna in einem gleichfalls französischen entomologischen Sammelwerk über Afrika.

Im Juli 1937 startete die dritte asiatische Expedition des Hauses Heinrich. Sie führte nach Burma, jenem von eingewanderten Tibetanern bewohnten und durch die Engländer unter einem besonderen, von Kalkutta unabhängigen Gouverneur verwalteten Gebiet des indischen Raums, das im Westen von Britisch-Hindien, im Osten durch das Königreich Siam und das zusammen mit Cochinchina von den Franzosen beherrschte ehemalige Kaiserreich Annam begrenzt wird. Länger als ein Jahr dauerte die Reise. Im September 1938 betrat das deutsche Forscherdreigespann aus Polen in Hamburg wieder den Boden Europas.

(Fortsetzung folgt.)

Hermannstadt

Von Hermann Phleps, Danzig

Es ist schon an sich nicht leicht über eine Stadt mit reicher geschichtlicher Vergangenheit mit einigen Zeilen hinweggleiten zu können, um so schwerer, wenn sie zugleich die Stätte der Jugendzeit gewesen ist. So geht es dem Schreiber mit der altehrwürdigen Hermannstadt, dem Sammelpunkt deutscher Kultur in Siebenbürgen, ja im Südosten überhaupt. Wo soll man anfangen mit dem Erzählen. Wir begeben uns zu dem auf benachbarter Höhe, dem Hammersdorfer Berg, gelegenen Kriegerfriedhof deutscher Soldaten, und kehren von diesem geheiligten Boden aus den Blick nach der Ebene zu.

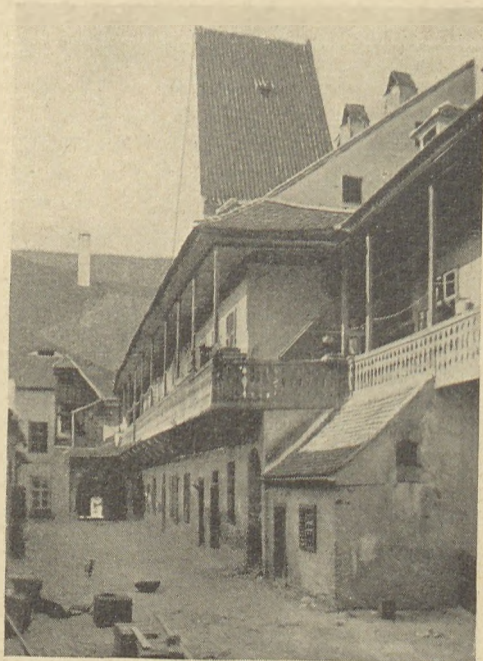
Vorgelagert einer von Ost nach West sich hinziehenden Gebirgskette breitet sich die von den Türken „Die Uneinnehmbare“, von einem Papst „der ganzen Christenheit Schutz und Bollwerk“ genannte Stadt aus. Am deutschen Antlitz ihrer alten Türme erkennt man weithin, wer sie erbaut hat. Das Bild erinnert in seiner Klarheit und packenden Feierlichkeit an die Werke eines Caspar David Friedrich. Der hohe Bergwall zur Linken wird vom Rothenturmpaß durchschnitten, der uralten Einfallspforte kriegerischer Völker und wiederholtem Schauplatz deutschen Heldentums. Hier findet der Alt, den schon Hermann von Salza schiffbar machen wollte, seinen Weg nach der Balkanhalbinsel zu. Doch wir wollen uns nicht zu sehr in die Ferne verlieren und von der Stadt selbst näheres zu erfahren suchen.

Hier wurde in der Mitte des 12. Jahrhunderts während der ersten, großen deutschen Einwanderung Hermannsdorf gegründet, das sich aber schon nach hundert Jahren zur Stadt entwickeln sollte. Von dem „goldenen Freibrief“, den von Andreas II. 1224 den deutschen Ansiedlern erteilten Rechten an, spielt sie unter den

Siebenbürger Sachsen eine führende Rolle. In ihrem Wappen zeigt sie drei Seeblätter und zwei gekreuzte Schwerter. Von den letzteren berichtet die Sage, dieses seien die Schwerter, die zwei Führer bei der Besitznahme in den Boden gestoßen und auf die die deutschen Siedler den Schwur gleicher Pflichten und gleicher Rechte geleistet hätten.

In Hermannstadt war der Sitz des Comes, des Sachsegrafen, des Führers der Nation und ihr Vermittler mit der Krone. Vor seinem Haus auf dem großen Ring standen bis zum Jahre 1918 drei Tannen, die stets in einem der sächsischen Nation gehörenden Wald gefällt wurden und die nie verdorren durften. Wie oft bin ich als Schüler vor ihnen sinnend stehen geblieben, wenn uns in der Schule besondere Abschnitte unserer Geschichte vorgetragen worden waren. Vom Ende des 17. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts ist Hermannstadt Sitz des österreichischen Gouverneurs und als solcher Bundeshauptstadt gewesen.

Schreitet man heute durch seine Gassen und über seine Plätze, so überrascht die den Städten des Reiches verwandte Wesensart. Die stattliche evangelische Stadtpfarrkirche, das Pfarrhaus und das ihnen benachbarte Rathaus tragen noch mittelalterliche Züge und im einzelnen beachtenswerte Leistungen hoch- und spätgotischer Steinmetzkunst, Malerei und Erzgießerei. Auch die Außenräume muten hier stark mittelalterlich an. Unter den Bürgerhäusern des Hauptplatzes, des Großen Ringes, herrscht jedoch, abgesehen von den Neubauten, die Renaissance und das Barock, von denen das letztere im vornehmen, einen schönen Hof umschließenden Brudenthalschen Palais seine Krönung fand. Auf diesem Platz steht auch das Palais des evangelischen deutschen Bischofs.

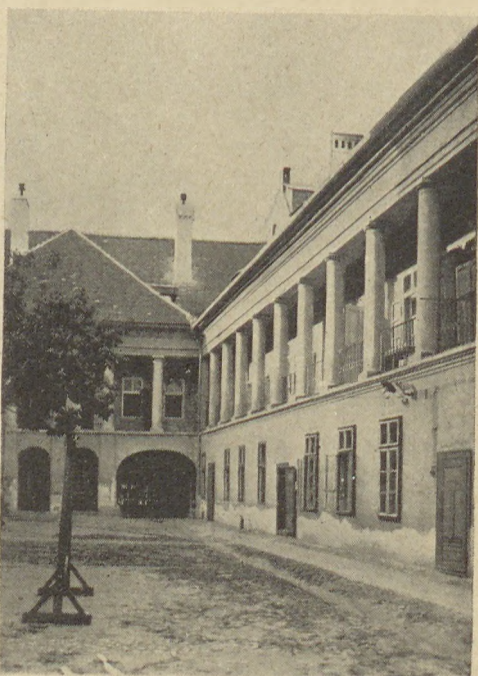


Hermannstadt
Hof eines Patrizierhauses auf
dem Großen Ring

Man hat nicht selten das Straßenbild Hermannstadts mit dem Weimars verglichen, womit man den traulich deutschen Eindruck meinte. Doch sieht man tiefer, findet man weitere Bindeglieder. Weimar ist die Behüterin der an unsere Geistesfürsten gebundenen Überlieferungen und so der Mittelpunkt der von hier aus uns geschenkten Kulturgüter; Hermannstadt gibt vom weit nach Südosten vorgeschobenen Vorposten den Widerhall darauf. Daß es schon zu Lebzeiten des jungen Goethe mit dem Reich gleichen Schritt gehalten hat, belegt das von Baron Samuel von Bruckenthal 1782 geschaffene Museum. Bruckenthal, der Enkel eines Leschkircher Bauern, war Gouverneur von Siebenbürgen und einer der ersten Ratgeber Maria Theresias. Seine Bedeutung hatte auch Friedrich der Große erkannt, der ihn in seine Dienste ziehen wollte. Das Museum birgt eine Bibliothek von 120 000 Bänden, eine Gemäldegalerie, der ersten im damaligen Ungarn, mit 1300 Gemälden, worunter die Niederländer besonders stark vertre-

ten sind, eine Kupferstichsammlung, eine Münzsammlung, dann besonders Siebenbürgen umfassende Sammlungen über Archäologie, Volkskunde und Goldschmiedekunst. Die Leistung des Aufbaues dieser von einem Siebenbürger Sachsen erworbenen Sammlungen kann man erst richtig ermessen, wenn man bedenkt, daß etwa ein und einhalb Jahrhundert vorher von einem Wüstling auf dem Siebenbürgischen Fürstenthum fast die ganze Einwohnerschaft von Hermannstadt vertrieben, die Erdgeschosse ihrer Häuser von den eingeschlichenen „Bluthunden“ zu Ställen verwandelt worden waren, und daß die darauf folgenden Zeiten durch äußere und innere Kämpfe die Sachsen zu größten Opfern zwangen.

Von der alten Befestigung ist leider wenig erhalten geblieben. Die Welle, die im vorigen Jahrhundert im Reich zahlreiche alte Baudenkmäler dem Verkehr opferte, hat auch bis nach Siebenbürgen hinübergeschlagen. In der Harteneckgasse stehen noch drei Wassertürme. Ihre Ziera-



Hermannstadt
Hof eines Patrizierhauses auf
dem Großen Ring



Reste der alten Stadtbesetzung in Hermannstadt.

Den vordersten Turm verteidigten die Armbrust- und Schildmacher, den mittleren die Töpfer und den letzten die Zimmerleute. Ehemals besaß der innere Wehrring 40 solcher Türme. Das große Dach im Hintergrund gehört dem in eine Bastion eingebauten deutschen Theater.

ten offenbaren ein ähnliches Empfinden, wie es sich in den schönen Stickereien der sächsischen Bäuerinnen kundgibt. Diese letzten Zeugen einer kriegerischen Vergangenheit halten heute die Ehrenwache neben dem in eine Bastei eingebauten, nicht wenig bedrängten deutschen Theater. Als vor Jahren der rührige Gefangver-ein „Hermania“, der jedes Jahr eine deutsche Oper aufzuführen pflegt, den Waffenschmied von Porzing gab, wollten die Magyaren — ob echte oder unechte weiß ich nicht mehr — dagegen demon-strieren, weil ihnen an einer Stelle das Deutschtum zu sehr betont erschien. Einige Schritte vom Theater entfernt erheben sich, Kunst und Wissenschaft eng verneinend, das deutsche Naturwissenschaftliche Museum und wenige Minuten stadtein-wärts das Archiv der Sächsischen Nations-Universität. Von den Standbildern, die eine besonders beredte Sprache führen, seien drei hervorgehoben. So gibt dem von der evangelischen Stadtpfarrkirche und dem evangelischen deutschen Gymna-sium umsäumten Platz das Bronzedenkmal des Sachsenbischofs G. D. Deutsch (gest. 1893), der die erste Sachsengeschichte schrieb, eine besondere Weihe. In der Mitte des Großen Ringes erhebt sich der tschechische Heilige Nepomuk, mit dem ein General Wallis 1736 sich bei den Jesuiten in Wien beliebt machen wollte und dem wir nach überstandener, schriftlicher Na-turitätsprüfung etwas respektwidrig un-sere Tintenfüßer an den Kopf geworfen haben. Aus der Nische eines Eckhauses auf dem Schillerplatz grüßt etwas ver-schüchtert eine Schillerbüste, die früher den Soldischnpark, umgeben von einem Blumenbeet, zierte.

Die Hermannstädter Bürger-häuser sind wie die Bürgerhäuser im Reich aus dem Bauernhaus hervorge-gangen, hier aus dem mitteldeutschen, so-genannten „Fränkischen Haus“. Die süd-liche geographische Lage gab ihnen eine Eigenart, nämlich die oberen Stockwerke nach dem Hof zu mit offenen Galerien zu umziehen. So entstanden malerische und anheimelnde Raumbilder. Inmitten

dieser Häuser kämpfen heute der deutsche Handwerker und der deutsche Kaufmann um sich auf der Höhe des alten Ruhmes zu erhalten. Im Jahre 1376 gab es in den Siebenbürgischen Städten Hermannstadt, Schäßburg, Mühlbach und Broos 19 Zünfte mit 25 Gewerben, während gleichzeitig in Augsburg 16 Zünfte mit 20 Gewerben tätig waren. Im Sebastian-Hamm-Verein, der seinen Namen von einem berühmten siebenbürgisch-sächsischen Goldschmied ab-leitet, findet die bildende Kunst und das Kunstgewerbe ihre besondere Förderung. Daß das aus eigenen Mitteln erhaltene deutsche Schulwesen, die Musik und die Leibesübungen sich auf der Höhe der Zeit zu erhalten verstehen, muß mit erwähnt werden.

Von der Hauptstraße, der Haltauergasse, aus führt der Weg über die Bretterpro-menade hinaus unter die Erlen, einem von den Sachsen angelegten und treu behüteten schönen Park mit Fischteichen und altem Baumbestand. Durch den Jungen Wald gelangt man weiter zu dem am Fuße des Gebirges gelagerten, rein deutschen Michelsberg. Von einem aus des Dorfes Mitte sich erhebenden Burg-hügel, den eine romanische Kirche krönt, genießt man eine wunderbare Aussicht. Der Volksmund gab dieser Landschaft den Namen „Paradies“ wegen der im Früh-jahr in ungezählter Fülle blühenden Kirschbäume.

Daß wir uns in unserer Unterhaltung aus der Stadt bis zu den Ausläufern des Gebirges hinausgewagt haben, darf nicht wundernehmen, denn die Natur dieser Umgebung gehört mit zu den Eigenheiten von Hermannstadt. Schon lange vor der Wandervogelbewegung zog es uns deut-sche Pennäler hinaus ins Freie. Kaum hatte die Schneeschmelze begonnen, ging's hinaus auf die Presba (1745 m), den Surul (2281 m) oder den Negri (2544 m). Von dort schauten wir über Berge und Täler und unsere Gedanken flogen hin-über ins deutsche Mutterland, dem unser Volkstum seit Jahrhunderten die Treue hielt in Hermannstadt, dem deutschen Bollwerk gegen Osten.

VOLK UND RAUM IM OSTEN

Volksdeutscher Aufbau im Osten

Volksdeutsche Bilanz des großdeutschen Jahres 1938 - Das memeldeutsche Beispiel - Der Lebenswille der Deutschen in Lettland - Wachsende Einigkeit beim Deutschtum in Polen - Das Restdeutschtum in der Tschechoslowakei

Noch niemals hat ein Jahreswechsel wie dieser das deutsche Volk auf so gewaltiges Geschehen zurückschauen lassen. Niemals aber waren Schicksalsstunden des deutschen Reiches enger verknüpft mit volksdeutschem Schicksal als in diesem Jahre 1938, in dem über zehn Millionen Volksdeutsche des Osttraumes heimgeholt wurden in das Reich, dessen Führer dann ihre Unterschrift unter die Geburtsurkunde Großdeutschlands setzen ließ. Deutsches Volkstumsschicksal im Osten stand Pate in der Geburtsurkunde großdeutscher Geschichte! Das ist die grundlegende Tatsache, die für das auch weiterhin außerhalb der Grenzen stehende Deutschtum im Osten nicht nur in der Rückschau auf ein abgelaufenes Jahr hervorragt, sondern die vor allem ihre Tragweite als Element des volksdeutschen Weges in der Zukunft erweisen wird. Wir haben an dieser Stelle das schmerzliche Gefühl gewürdigt, das in den Tagen nach der Rückkehr der Sudetendeutschen ins Reich vor allem das Restdeutschtum, das weiterhin im tschechoslowakischen Staatsverband verblieb, überkommen mußte. Allein, heute weniger denn je kann die Haltung der deutschen Volksgruppen jenseits der deutschen Ostgrenzen sowie die des Auslandsdeutschtums überhaupt bestimmt sein von solcher Blickrichtung nach rückwärts. Der Wiederaufstieg des Reiches und die mit dem volksdeutschen Geschick so eng verknüpfte Entstehung eines Großdeutschlands muß dem Vorposten-Deutschen um so stärker zur Verpflichtung werden, mit nach vorwärts gerichtetem Blick seine Arbeit und seine Aufgabe zu erfüllen! „Großdeutschland“ — das darf nicht Trost, aber es muß Verpflichtung sein und ist dann Kraftquell und Rückhalt.

So gesehen, lassen sich aus der gewaltigen staatsdeutschen Entwicklung der vergangenen Monate auch die von einem unvergleichlichen und nicht zu übersehenden Glanz gekennzeichneten Lebensvorgängen der deutschen Volksgruppen im Ostraum ableiten. Denn neben der unbestreitbaren Bedeutung, die das Maß der Stärke und politischen Geltung des Mutterlandes für die Haltung des Staatsvolkes gegenüber der Minderheit hat, sehen wir gerade auch wieder an dem historischen Beispiel des Sudetendeutschtums in der eigenen Gesellschaft die erste Voraussetzung für die Haltung des Staatsvolkes gegenüber der Minderheit hat, sehen wir gerade auch wieder an dem historischen Beispiel des Sudetendeutschtums in der eigenen Gesellschaft die erste Voraussetzung für ihre Lebensfähigkeit, vor allem aber für die Erfüllung ihrer Aufgaben und die Wahrung ihrer Rechte. Am Ende des großdeutschen Jahres 1938 aber können wir feststellen, daß diese Voraussetzungen in den deutschen Volksgruppen Osteuropas Wirklichkeit werden: Nach dem Vorbild der Deutschösterreicher und Sudetendeutschen haben sie den innervölkischen Hader überwunden und bekennen sich heute über alles Trennende hinweg zur Weltanschauung des Nationalsozialismus, zum Führer und zu den Ewigkeitswerten des deutschen Volkstums. So ist dieser Jahreswechsel nicht der Beginn einer neuen Entwicklung des volksdeutschen Lebens gewesen, sondern er gibt bereits die erfreuliche Möglichkeit, die erste Bilanz jenes hoffnungsvollen Aufbaues zu ziehen, der auf der Grundlage der vom Führer angebahnten neuen Ordnung sich vollzieht und eine glückliche Weiterführung in diesem Jahre erhoffen läßt.

Wenn wir im Folgenden eine solche Bilanz deutschen Aufbaues im Osten ziehen, so sind wir uns durchaus bewußt, daß

allein schon die Verschiedenartigkeit der politischen und rechtlichen Lagerung der Volksgruppen in den einzelnen Staaten wesentliche Unterschiede in der Entwicklung der Minderheiten bedingt. Wir halten jedoch in diesem Zusammenhang in erster Linie die Herausstellung der in den Volksgruppen selbst entstandenen positiven Voraussetzungen der zu betrachtenden Aufwärtsentwicklung für wesentlich und verzichten deshalb bewusst auf eine bis ins einzelne gehende Analyse der staatspolitischen, unterschiedlichen, staatspolitischen Gegebenheiten,

+

Die Memeldeutschen z. B. haben an sich ein Verhältnis zu ihrer litauischen Staatsobrigkeit, das wesentliche Unterschiede zu dem anderer Volksgruppen zeigt. Aber haben nicht Deutsche des Memellandes genau so unter Staatsterror gestanden, genau so unter der Knute einer jeglichem Recht hohnsprechenden Polizeigewalt gelitten, wie Deutsche in anderen Staaten Osteuropas? Die Lage eines Memeldeutschen in einem litauischen Gefängnis dürfte sich nicht wesentlich unterscheiden haben von der eines Sudetendeutschen in einer tschechischen Strafanstalt. Ebenso wie die für das Memeldeutschtum speziell angewandte Spielart der Versailles Einverleibung eines Teils des deutschen Volkes in einen fremden Staat von irgendwelcher Bedeutung für die tatsächliche Lage der Deutschen Memels gewesen ist, ebensowenig kann auch für die heutige politische Situation im Memelland das System als entscheidend betrachtet werden, in dem die Kauener Regierung ihr Verhältnis zu ihren memelländischen „Untertanen“ finden will. Entscheidend ist die deutsche Volkskraft, die nicht nur in den Landtagswahlen ihren Ausdruck gefunden hat, sondern die heute das Leben dieses gesamten deutschen Volksteiles in einem fremden Staat durch und durch erfüllt. Wir haben bewusst diesen volksdeutschen Abschnitt im Osten an die Spitze gestellt, denn nirgends hat der deutsche Aufbau im Osten, von dem wir hier sprechen, sichtbareren und klareren Ausdruck gefunden als nördlich des Memelstromes. Hier kann wirklich auf Schritt und Tritt z. T. schon an rein äußerlichen Anzeichen der tatkräftige und zielbewusste Wille ermessen werden, der diese Deutschen heute befeelt: Von den Dienst-

mühen der Polizei ist das litauische Hoheitszeichen verschwunden, an seine Stelle die Kokarde in den Memeldeutschen Farben grün-weiß-rot getreten; die litauische Sicherheitspolizei wird aus dem Memelland herausgezogen; die Vereidigung der Abgeordneten des neugewählten memelländischen Landtages auf das litauische Staatsoberhaupt und die litauische Verfassung fällt fort; das Enteignungsgesetz wird für das Memelland außer Kraft gesetzt; der Text in den litauischen Auslandspässen wird künftig auch in deutscher Sprache abgefaßt; die Gebühr für das Ausreisewisum ist von 150 Lt. auf 10 Lt. herabgesetzt worden; die Ämter der litauischen Staatsbehörden sind angewiesen, sich fortan auf das strikteste an den Grundsatz der Gleichheit der litauischen und der deutschen Sprache zu halten; derzeitige Beamte der litauischen Staatsbehörden, die Bürger des Memellandes sind und zur Zeit in Groß-Litauen beheimatet sind, können auf Antrag beim Memel-Gouverneur wieder ins Memelland zurückversetzt werden; ebenso sollen sämtliche im Laufe der Jahre aus ihren Stellungen gebrachten Memeldeutschen, die seinerzeit mit wohlverordneten Rechten übernommen und aus irgend einem Grund entlassen wurden, nach Prüfung der einzelnen Fälle wieder in ihr altes Dienstverhältnis im Memelland gebracht werden; im Zusammenhang damit haben sich 500 Memeldeutsche zu einer Interessengemeinschaft zusammengeschlossen, um ihre aus dem rechtswidrig gekündigten Dienstverhältnis herrührenden Ansprüche an die Kauener Regierung wirksam zu vertreten. Sichtbarste Verkörperung einer jungen, disziplinierten volksdeutschen Kraft aber ist der sogenannte Memeldeutsche Ordnungsdienst, eine sofort nach Aufhebung des Kriegszustandes von dem Führer des Memeldeutschtums, Dr. Neumann, ins Leben gerufene uniformierte Selbstschutzborganisation, die heute bereits 1100 Mann stark ist. Diese jungen Männer zwischen achtzehn und dreißig Jahren in ihrer schwarzen Uniform mit der rot-schwarzen Armbinde und der silbernen Eichschäufel an der Mütze haben fast alle eine harte und nicht nur militärische Schule in anderthalbjähriger Dienstzeit im litauischen Heere — und mancher von ihnen in den Straßbataillionen — durchgemacht und ihre Bewährung im memelländischen Wahl-

kampfi hinter sich. Die Zeit nach der Wahl bringt immer weitere Aufgaben für diese Kampftruppe des Memeldeutschtums. Wenn jetzt litauischerseits mit einer Pressehege auf sogenannter juristischer Grundlage gegen den Ordnungsdienst begonnen wird, so weisen die Memelländer darauf hin, daß der memeldeutsche Ordnungsdienst sich unvergleichlich besser bewährt hat, als jede der früheren derartigen litauischen Einrichtungen im Memelland, wie z. B. der Schützenverband und andere Organisationen. Der memeldeutsche Ordnungsdienst ist heute bereits eine Kampfgemeinschaft geworden, die entschlossen ist, den Schutz und die Sicherheit des deutschen Volkstums im Memelland auf jeden Fall und mit dem Einsatz des Lebens jedes einzelnen zu gewährleisten.

+

Der Lebenswille der Deutschen in Lettland kam in der eindrucksvollen Geschlossenheit zum Ausdruck, in der sich Ende November die Vertretertagung der deutschen Volksgruppe in Lettland vollzog. Diese Tagung der „Deutsch-baltischen Volksgemeinschaft“ gipfelte in der Feststellung: „Wir sind als geschlossene Volksgruppe jeden Tag bereit, mit jedem zusammenzuarbeiten, der uns die Hand dazu reicht; aber wir wissen heute auch, daß es keine Macht der Erde gibt, die uns aus der Geschichte dieses Landes ausradieren oder aus der Zukunft streichen könnte.“

Gerade das Baltendeutschtum war in früheren Zeiten gekennzeichnet durch eine innere Zerrissenheit, deren unerfreuliche Folgen auch heute noch nicht restlos ausgemerzt sind. Es hat sich aber hier eine Front des völkischen und nationalen Aufbruches gebildet, in der baltendeutsche Männer und Frauen seit Jahren in unermüdlicher Tätigkeit für die restlose Durchsetzung der nationalsozialistischen Weltanschauung innerhalb des Baltendeutschtums wirken. Vor allem aber die heranwachsende Jugend der Deutschen Lettlands steht heute in der „Deutschen Jungenschaft“ und der „Deutschen Mädelschaft“ geschlossen zur nationalsozialistischen Weltanschauung. Die oben genannte „Deutsch-baltische Volksgemeinschaft“ ist die Organisation, in der heute alle Deutschen Lettlands, sofern sie den Mut haben, sich zu ihrem deutschen Volkstum zu bekennen, zusammen-

geschlossen sind. Ihre organisatorische Erfassung geht durch die Kreise und Nachbarschaftsbezirke der „Deutschen Nachbarschaften“ vor sich. Jeder Deutsche, der als solcher sich bekennen will, muß in diese Nachbarschaften sich eingliedern und muß auch bereit sein, für diese deutsche Gemeinschaft Opfer auf sich zu nehmen. Hier aber gerade erweist sich, daß auch das Deutschtum Lettlands in der letzten Zeit eine positive Entwicklung durchgemacht hat; die eindrucksvolle Geschlossenheit der Rigaer Tagung war auch ein Beweis volksdeutschen Aufbaues im Osten, der nicht aufzuhalten ist trotz einer machenden staatlichen Unterdrückung, die ihren hier sich noch in starkem Ausmaße geltend Niederschlag findet in den Schikanen seitens höherer und niederer Beamter, denen das Deutschtum Lettlands ausgesetzt ist, vor allem, sofern es sich offen zum Nationalsozialismus als seiner Weltanschauung bekennt. Noch vor zwei Jahren galt das Bekenntnis zum Nationalsozialismus als Staatsverrat in Lettland. Inzwischen ist die auf nationalsozialistischer Grundlage stehende völkische Erneuerungsbewegung unter ihrem Führer Erhard Kröger mehr und mehr gewachsen und hat an innerer Stärke gewonnen, je mehr ihre Unterdrückung versucht wurde. Inzwischen haben aber auch die Unterdrücker einsehen müssen, daß ein Umlernen nun einmal doch unumgänglich ist und auch in Lettland die innere Entwicklung der deutschen Volksgruppe ein Prozeß ist, der sich nicht durch den Staat beeinflussen oder gar verhindern läßt. Teilweise ist diese Einsicht auch den Letten schon gekommen.

+

Die Feststellungen, die in Bezug auf das Deutschtum in Polen im Rahmen dieser Betrachtung getroffen werden müssen, sind bedingt durch die Tatsache, daß diese weit über eine Million Menschen umfassende Volksgruppe diejenige ist, die heute mit am tragischsten in ihrer Situation hinter den anderen Volksgruppen zurücksteht. Und doch zieht auch das Deutschtum in Polen seine Bilanz unter der Devise „Wachsende Einigkeit — Wachsende Widerstandskraft“, wie es der Deutsche Pressedienst aus Polen“ in einem Artikel zum Jahreswechsel folgendermaßen zum Ausdruck bringt:

„Als am 5. November 1937 die deutsch-polnische Minderheitenerklärung veröffentlicht wurde, gab die gesamte Presse der deutschen Volksgruppe der Überzeugung Ausdruck, daß das Leben des Deutschtums in Polen nunmehr eine grundlegende Wandlung erfahren werde. Dazu berechtigten sie die erfreulichen praktischen Auswirkungen, die der deutsch-polnische Nichtangriffspakt für das Verhältnis der beiden Staaten zueinander hatte. Warum sollte nicht auch die Minderheitenerklärung praktische Auswirkungen haben? Die deutsche Volksgruppe hatte aber wohl zu viel erwartet. Ihre Vertreter, die Senatoren Hasbach und Wiesner, wurden in der nächsten Zeit mehr als einmal bei den zuständigen Regierungsstellen vorstellig und baten um Abstellung gewisser Unzuträglichkeiten. Auch die Meldungen der deutschen Presse wurden nicht erfreulicher, soweit sie Minderheitenangelegenheiten betrafen. So hat die deutsche Presse in Polen in dem Jahr, das seit der Veröffentlichung der Minderheitenerklärung vergangen ist, immer wieder Meldungen bringen müssen, die nicht als Beweis dafür gewertet werden können, daß die Minderheitenerklärung praktische Auswirkungen gehabt hat. Eine Überschau über das, was man an für das Deutschtum wenig erfreulichen Tatsachen verzeichnen mußte, wäre nicht bedeutungslos. Aber sie würde selbst in kürzester Fassung einen Raum einnehmen, der hier nicht zur Verfügung steht. — Es hat kein Jahr gegeben, an dessen Ende die deutsche Presse in Polen ihrer Genugtuung über eine wesentliche Besserung der Lage der Volksgruppe hätte Ausdruck geben können. Daß sie es auch in diesem Jahr, in dem die Minderheitenerklärung sich hätte bewähren können, nicht tun kann, ist bedauerlich. Trotzdem hat das Deutschtum Polens den Glauben an eine bessere Zukunft nicht verloren. Das beweist die langsam, aber stetig wachsende innere Konsolidierung der Volksgruppe. Über äußere und innere Hindernisse hinweg vollzieht sich dieser Zusammenschluß, der zwar seine äußere Organisationsform noch nicht gefunden hat, aber als geistige Kraft um so wertvoller ist. Das Wissen um dieses organische Wachsen der Einheit und das Bewußtsein, daß wir stets alle Forderungen der Loyalität gegenüber dem polnischen Staat erfüllt haben, lassen uns die Hoffnung auf eine bessere Zukunft

nicht aufgeben. Die deutsche Volksgruppe wird auch im kommenden Jahr nach innen an ihrer Einheit arbeiten. Nach außen wird sie die gleiche staatsbürgerliche Gesinnung beweisen, der sie seit jeher nicht nur in Worten Ausdruck gegeben hat. Treue zum angestammten Volkstum und Loyalität gegenüber dem Staat, das sind die beiden Richtlinien, nach denen die deutsche Volksgruppe handelt. Mit diesen Richtlinien geht sie ins neue Jahr, in dem sie mit wachsender Einigkeit wachsende Widerstandskraft gewinnen wird.“

Welche Erkenntnisse notwendig sind, um diese zur wachsenden Widerstandskraft erforderliche wachsende Einigkeit zu erzielen, hat in sehr klaren und trotz aller Kritik positiven Worten ein Deutscher aus Polen selbst, Dr. Kurt Lück, Posen, ausgesprochen, der anlässlich des Jahreswechsels u. a. schrieb:

„Es gibt in der deutschen Volksgruppe in Polen keine einzige Organisation, die nicht teilzunehmen hätte an den vielgestaltigen Aufgaben der Kulturpolitik. Ob die Schule die Kinder deutsch lesen und schreiben lehrt, ob die völkischen Organisationen die alten Ich-Menschen zu neuen Wir-Menschen umformen und die Jugend den Inhalt neuer deutscher Fei ergestaltung lehrt, ob die auslandsdeutsche Zeitung täglich den Überblick über das Gesamtgeschehen im deutschen Volke gewährt, ob die Bühne, Bücherei oder andere Einrichtungen der Volksgruppe ihre Arbeit leisten, alle verfolgen sie ein und dasselbe kulturpolitische Hauptziel: die Deutsch-erhaltung von 1 200 000 Menschen und die Verfechtung ihrer Lebensrechte.

Die Vielgestaltigkeit aller Bestrebungen gewinnt zwar eine einheitliche Ausrichtung dadurch, daß in allem die nationalsozialistische Weltanschauung zugrunde liegt. Was jedoch leider erst auf ganz wenigen Gebieten erreicht wurde, ist die soldatische Disziplinierung des Wollens. Gerade, weil die deutschen Dörfer und Kolonien in Polen auf dem ganzen Gebiete des Staates verstreut liegen, muß ein einheitlicher, ausstrahlungsfähiger Kräfteinsatz erreicht werden. Die politische Zersplitterung und das Gegeneinander müssen endlich aufhören, denn da, wo sie besonders kraft in Erscheinung treten, lähmen sie nicht nur jegliche planvolle kulturpolitische

Tätigkeit, sondern leisten auch den gegnerischen Kräften der Umvolkung Vorstoß.

Wenn reichsdeutsche Kritiker in den letzten Jahren wiederholt festgestellt haben, daß die volksdeutsche Wissenschaft in Polen allen auslandsdeutschen Volksgruppen richtungweisend voransteht, so liegt das Geheimnis dieses Erfolges einfach darin, daß auf diesem Gebiete Einigkeit und Ordnung herrscht, daß sich Männer aus allen Teilgebieten die Hand zu enger Zusammenarbeit gereicht haben.

Zahlenmäßig bildet heute das Deutschtum in Polen die stärkste außendeutsche Volksgruppe. In bezug auf seine politische Organisation steht sie dagegen ganz am grauen Ende. Möge man daher im kommenden Jahre nicht gegeneinander, sondern miteinander kämpfen und zu zwei lebensnotwendigen Tugenden zurückfinden: zur Einigkeit und zur Disziplin. Dann wird es auch möglich sein, alle anderen Fragen der Kulturpolitik der Volksgruppe erfolgreicher zu lösen als bisher.

Die Siebenbürger Sachsen und die Balten haben dem Deutschtum in Polen viel voraus: die durch eine jahrhundertlange Entwicklung bedingte Reife, Selbstsicherheit, Selbstbeherrschung und Zucht, wie sie im Nachbarschaftsweisen der Siebenbürger so verbildlich zum Ausdruck kommen.

Das Deutschtum in Polen gehört zu den jungen Volksinseln, in denen sich vieles noch im Stadium der Gärung und Entwicklung befindet. Wer aber wollte bestreiten, daß in seinen biologisch meist noch urgefunden Bauernsiedlungen eine gewaltige Spannkraft steckt, die im Falle ihrer Erweckung für unser ganzes Volk kulturpolitisch fruchtbar gemacht werden kann. Gehen sie uns aber verloren, dann wenden sie sich mit doppelter Gewalt von der anderen Seite her gegen das Deutschtum. Es besteht die geschichtliche Verantwortung, eine so unwürdige Entwicklung zu verhindern.

Dies ist trotz aller Schwierigkeiten auch heute noch möglich, wenn auf allen Gebieten der kulturpolitischen Arbeit der Bruder dem Bruder die Hand reicht: Einigkeit macht stark!

Daß diesem Ruf nach kulturpolitischer Einigung des deutschen Volkstums in Polen eine gewisse verantwortungsbewusste Einigkeit in tagespolitischen Belangen der Volksgruppe gegenüber dem Staat bereits vorausgegangen ist, beweisen die starken Erfolge in

den Stadtratswahlen zu Lodz und anderen Städten sowie die Gemeindevahlen ebenso wie die von dem Geiste eines zuversichtlichen Selbstvertrauen getragene Erklärung Senator Wiesners, der in Bezug auf die Tatsache, daß auch Polen über kurz oder lang der neuen Rechnung in Europa wird Rechnung tragen müssen, ausführte, „es muß heute mit der Tatsache gerechnet werden, daß eine deutsche Volksgruppe nicht vogelfrei ist und daß sie nicht nur ein moralisches Recht auf ihr Leben und ihre Existenz besitzt, sondern diese deutsche Volksgruppe zu einem wichtigen Lebensmoment im Staaten- und Völkerleben geworden ist und es so lange bleiben wird, so lange es deutsche Volksgruppen im Auslande gibt und so lange diese deutschen Menschen den unbeugsamen Willen in sich tragen, ihr Schicksal selbst zu gestalten und sich als Deutsche zu erhalten und fortzuentwickeln.“ Uns scheint diese Erklärung zur Wahrung einer solchen moralischen und tatsächlichen Rechtsstellung der deutschen Volksgruppe in Polen von einer um so dringlicheren Anforderung getragen zu sein, als nach einer kürzlich erschienenen Meldung des Wilnaer „Słowo“ ganz ernsthaft auf Seiten des polnischen Regierungslagers mit dem Gedanken gespielt worden zu sein scheint, im Rahmen einer Reform des Bürgerrechtes in Polen die Deutschen von Gesetzes wegen zu Staatsbürgern zweiter Klasse zu stempeln und sie auf eine Stufe mit slawischen Minderheiten des polnischen Staates zu stellen, während nur die Juden noch um eine Stufe tiefer in der neuen staatsbürgerlichen Rangordnung stehen sollen!

+

Zur Lage des Restdeutschtums in der Tschechoslowakei haben wir bereits im Dezember-Heft eingehend Stellung genommen. Inzwischen hat der Führer der Deutschen Partei, der Vereinigung aller Deutschen der Slowakei und der Karpathoukraine, Staatssekretär Karmasin im Rahmen eines Interviews die Stellung des deutschen Volkstums in diesen beiden Teilen des tschecho-slowakischen Staatsverbandes klar umrissen. Staatssekretär Karmasin sprach einleitend über die Lage der Slowakei selbst.

Die Slowakei hat durch den Wiener Schiedspruch viel verloren. Sie mußte wirtschaftlich wichtige Gebiete abtreten und auf verkehrspolitisch notwendige Punkte verzichten. Auch Volkstumsverluste sind zu beklagen. Trotzdem ist für die Slowaken dadurch, daß sie nach dem Umbruch weitgehend Selbständigkeit erreicht haben, die Möglichkeit gegeben, mit Hilfe der Selbstverwaltung in wesentlichen Bereichen ihr Eigenleben und ihre Zukunft sicherzustellen. Naturnotwendig wird sich insbesondere auf wirtschaftlichem Gebiete ein Zusammenwirken mit dem deutschen Reich ergeben. Das wird um so leichter sein, als auf slowakischer Seite das Bedürfnis vorhanden ist, die außenwörtlichen Fragen nach den Erfahrungen des deutschen Volkes auszubauen. Die bisher ohne gesetzliche Grundlage bereits durchgeführten Maßnahmen auf diesem Gebiete sollen durch den Landtag gesetzlich verankert werden. Entscheidend bleibt für die Zukunft der Slowakei, daß sie die Richtung beibehält, die der Vorkämpfer der slowakischen Freiheitsidee, Andreas Hlinka, gewiesen hat.“

Im weiteren Verlaufe des Gesprächs skizziert Staatssekretär Karmasin die geschichtliche Entwicklung der karpathendeutschen Volksgruppe: „Der deutsche Volksboden im Karpathenraum war früher einmal viel größer. Das wird durch die Tatsache bewiesen, daß es in der Slowakei keine städtischen Siedlungen aus der älteren Zeit gibt, die nicht deutlich das Gepräge der deutschen Gründer tragen. Flurnamen, die in heute nichtdeutschen Gebieten zu finden sind und schließlich auch die Rechtsverhältnisse weisen auf den deutschen Ursprung hin. Neben diesen alten, heute zum Teil untergegangenen Siedlungen, bestehen noch viele jüngere. Vor allem die Waldarbeiter-siedlungen in der Karpatho-Ukraine sind hier zu erwähnen.“

Geographisch verteilt sich das Karpathendeutschtum, von den Streusiedlungen abgesehen, auf fünf Gebiete, die selbst wieder keine einheitliche Struktur aufweisen. Das zahlenmäßig stärkste Gebiet ist das Gebiet um Preßburg mit etwa 60 000 Deutschen; weiter östlich folgen die deutschen Siedlungsgebiete in der Kremnitzer Volkssinsel, dann in der Zips, die durch die neue Grenze zerschnittene Gruppe östlich von Munkatsch und

schließlich besonders in Tereswatal (Deutsch: Nofra) in der Karpatho-Ukraine.

Die zerrissene geographische Lage der Karpathendeutschen Volksgruppe erschwert naturgemäß unsere Volkstumsarbeit sehr. Mit einer Zahl von über 150 000 stellen die Deutschen in der Slowakei ja nur etwa 4 v. H. der Einwohnerschaft des Staates, bilden aber dennoch einen beachtlichen kulturellen und wirtschaftlichen Faktor. Die deutsche Volksgruppe in der Slowakei und der Karpatho-Ukraine hatte bisher ihre Volksorganisation und ihre politische Arbeit in der Nachkriegszeit in engstem Einvernehmen mit der sudetendeutschen Volksgruppe aufgebaut. Die Zentren und die Führung lagen in den geschlossenen sudetendeutschen Volksgebieten. Die Befreiung des Sudetenlandes, vor allem aber die Tatsache, daß die Slowakei eine größtmögliche Abgrenzung von den tschechischen Ländern anstrebt, stellte das Karpathendeutschtum vor die Notwendigkeit, organisatorisch eigene Wege zu gehen. Dazu kam, daß die slowakische Regierung der deutschen Volksgruppe die Möglichkeit gab, den Neuaufbau nach ihren eigenen Anschauungen und Bedürfnissen durchzuführen.

Die von der tschechischen Regierung aufgelöste Karpathendeutsche Partei, deren Vorsitzender Konrad Henlein war, wurde unter dem Namen „Deutsche Partei“ in allen ihren Gliederungen wieder aufgebaut. Gleichzeitig haben wir aber die rechtlichen Volksorganisationen wie den Deutschen Kulturverband, die Deutsche Jugendfürsorge, die Deutschen Turn- und Sportvereine und die Gewerkschaften als selbständige Organisationen aufgelöst und der Partei eingegliedert, die damit den Charakter einer einheitlichen Volksorganisation annahm. Es ist selbstverständlich, daß dieser Neuaufbau nach dem Muster reichsdeutscher Einrichtungen vorgenommen wurde. Weiter wurde mit dem Staatssekretariat für die deutschen Belange in der Slowakei eine Keimzelle für die gesetzliche Verankerung der Selbstverwaltung geschaffen.

Voraussetzung für diese gesetzliche Sicherung allerdings war die Einrichtung einer gesetzgebenden Körperschaft: des slowakischen Landtages, da die Volksgruppe ihr Schicksal nach den 20 jährigen Erfahrungen dem Prager Parlament nicht mehr anzuvertrauen in der

Lage war. Dieser slowakische Landtag wurde durch die Wahl vom 18. Dezember, bei der die deutsche Volksgruppe ihre Vertreter auf die gemeinsame slowakische Einheitsliste stellte, geschaffen. Ihm bleibt nunmehr die gesetzliche Regelung der Volksgruppenfragen überlassen. Im Verordnungswege ist uns jedoch seitens des slowakischen Schulministeriums bereits die Schul- und Kulturselbstverwaltung zugesichert, für das Karpatendeutschtum steht das volle Selbstbestimmungsrecht in diesen wichtigen Lebensbereichen fest.

Wesentlich war vor allem die sofortige Beseitigung der wirtschaftlichen und sozialen Not des Karpatendeutschtums. Wir sehen hier eine unserer vordringlichsten Aufgaben. Wir haben eine Reihe von Sofortmaßnahmen ergriffen. Heute ist unser Deutsches Winterhilfswerk, unsere Volkswohlfahrt errichtet, wir veranstalten Kleider sammelungen, Massenspeisungen, gewähren nach Maßgabe unserer Mittel auch finanzielle Unterstützungen. Ein großer Stab freiwilliger Helfer und Helferinnen setzt sich mit ganzer Kraft für die rasche und sichere Durchführung dieses großen sozialen Hilfswerkes in unsere Volksgruppe ein."

Bekanntlich sieht der deutsch-tschecho-slowakische Vertrag die Möglichkeit einer Option Deutscher für das deutsche Reich vor. Auf die Frage, ob eine größere Zahl deutscher Volksgenossen in der Slowakei das Recht der Abwanderung für sich in Anspruch nehmen werde, erklärt der Staatssekretär: „Die weitere Fassung der Optionsbestimmung hatte das Preßburger Deutschtum zur Zeit der Angliederung des Sudetendeutschtums und vor allem der beiden Karpathodeutschen Siedlungen Engerau und Theben eine Gefahr bedeutet, weil die Verzweiflung besonders innerhalb der deutschen Arbeiterschaft, die die ganzen Jahre hindurch wegen ihres Bekenntnisses zum Volkstum Not und Elend mitmachen mußte, sehr groß war. Heute haben die Deutschen in Preßburg und in der ganzen Slowakei und in der Karpatho-Ukraine erkannt, daß es auch außerhalb der Reichsgrenze gesamtdeutsche Aufgaben zu erfüllen gibt. Die Möglichkeit des Bekenntnisses zur nationalsozialistischen Weltanschauung und zum Führer aller Deutschen, Adolf Hitler, die enge Verbindung mit dem Reich läßt die Karpathodeutschen das Ge-

fühl, zum Gesamtvolk zu gehören in einem solchen Maße erstarken, daß kaum das Bedürfnis besteht, die Heimat zu verlassen."

Zum Schluß der Unterhaltung erklärte Staatssekretär Karmasin, nach den unwägbaren Entscheidungen von München und Wien seien die Fragen des Volkstums zum beherrschenden Prinzip geworden. Die neue slowakische Landesregierung habe sich eindeutig für dies Prinzip erklärt.

Gerade weil die Slowaken einen erbitterten Kampf für ihre Volkstumsrechte führen mußten, sei bei ihnen das Verständnis für eine gerechte Lösung der Ansprüche der deutschen Volksgruppe besonders groß. Die neue Slowakei sei sich aber auch der Tatsache bewußt, daß eine vorbildliche Lösung der deutschen Frage nicht nur ihre Auswirkungen für das Gebiet der Slowakei habe, sondern daß eine solche Lösung zugleich der Anknüpfungspunkt für eine Lösung der Volksgruppenfrage im Südosten überhaupt sein werde. Man müsse auch berücksichtigen, daß nahezu die Hälfte aller Slowaken außerhalb der heimatlchen Grenzen lebten, zwar als fremde Staatsbürger, aber doch als treue Angehörige ihres slowakischen Volkstums.

Staatssekretär Karmasin betonte zum Schluß, das Zusammenleben zwischen Staat und Volksgruppe könne durchaus organisch sein, wenn man auf beiden Seiten das Volkstum als das höchste Gut des Menschen achte. Er gab abschließend der Hoffnung Ausdruck, daß das neue Jahr das Verständnis für das Volkstum auch in den Staaten zum Durchbruch kommen lasse, die sich heute noch gegen das Prinzip sperrten, das unserem Jahrhundert die entscheidenden Züge verleiht.

Ein Mißklang in diesen hoffnungsvollen Ausichten des Zusammenlebens zwischen Deutschen und Slowaken ergibt sich leider durch die Tatsache, daß in jüngster Zeit in dem Verhalten der slowakischen Landesregierung ein gewisser Wandel zu verzeichnen ist: Nicht nur, daß die am 31. Dezember unter höchst merkwürdigen Umständen durchgeführte Volkszählung, deren Anerkennung seitens der deutschen Volksgruppe durch Staatssekretär Karmasin im Rahmen eines entschiedenen Einspruchs sofort für unmöglich erklärt wurde, ein seltsames Landesregierung warf, sondern auch im Verhalten der Behörden gegenüber den Deutschen brachte das neue Jahr

wenig Erfreuliches: Eine größere Anzahl deutscher Arbeiter wurde aus verschiedenen Betrieben entlassen mit der Erklärung, die Behörden seien die Urheber dieser Maßnahmen. Es bleibt abzuwarten, wie die entschlossene deutsche Führung die Vereinigung dieser Mißhelligkeiten erreichen wird.

Die deutschen Forderungen gegenüber der tschechischen Regierung hat der Abgeordnete Runtt in einer zweitägigen Sitzung der Leiter sämtlicher Gebietsstellen des deutschen Arbeitsamtes in der Tschechoslowakei dargelegt.

Er betonte zunächst, daß sich die Tschechoslowakei augenblicklich innerpolitisch in einem Übergangsstadium befinde, aus dem sich bisher ein Zweiparteiensystem herauskristallisiert habe, dessen politische Auswirkungen jedoch noch nicht erprobt seien. Auch die neue tschecho-slowakische Regierung habe noch keine konkreten Pläne erkennen lassen, nach denen der gründliche Umbau der innerpolitischen Verhältnisse erfolgen solle. Sie begnüge sich vorläufig mit einzelnen Verordnungen, aus denen jedoch nicht ersichtlich werde, auf welchem Wege die dringlichsten sozialen, wirtschaftlichen und politischen Fragen gelöst werden sollen. Aus diesem Grunde sei es zunächst notwendig, daß sich die Deutschen auf die Vorbereitungsarbeiten für die Einordnung ihrer eigenen Volksgruppe beschränken und auf diese Art und Weise der deutschen Bevölkerung die dringlichste Hilfe angeben lassen können.

Auf dem Gebiet des Schulwesens zum Beispiel sei es erforderlich, die augenblicklichen Schulen zu erhalten; das bedeute jedoch nicht, daß sich die deutsche Volksgruppe etwa damit zufriedene gebe. Sie verfolge wie auch auf allen anderen Gebieten das für sie selbstverständliche Ziel, eine vollwertige Selbstverwaltung zu erreichen.

Alle diese Fragen aber hängen, so erklärte Runtt weiter, eng zusammen mit der Lösung grundsätzlicher politischer Fragen, wobei die Ansicht der Prager Regierung über die Neuordnung des innerstaatlichen Lebens und der künftigen Beziehungen der Tschechoslowakei zum Dritten Reich ausschlaggebend sein werde. Da man in gewissen tschechischen Kreisen heute bereits die These propagiere, den Staat lediglich als Nationalstaat der Tschechen, Slowaken und

Ukrainer einzurichten, müsse mit aller Deutlichkeit darauf hingewiesen werden, daß die verbleibenden Deutschen eine Rechtsstellung im Staate beanspruchen, die nicht nach den vielfach noch üblichen Vorstellungen eines veralteten Minderheitenrechtes geschaffen werden dürfe. Das Deutschtum in der Tschecho-Slowakei betrachte sich politisch als ein Faktor, der sowohl ein Recht auf Eigenleben, wie auch Anspruch auf die weitere Mitgestaltung eines Raumes besitze, der von deutschen Kultur- und Wirtschaftsleistungen seit Jahrhunderten wesentlich bestimmt worden ist.

Darüber hinaus habe sich aber gerade aus der letzten Entwicklung ergeben, daß sich dieser Raum mitten im großen politischen Machtbereich des deutschen Volkes befinde, so daß die Tschecho-Slowakei ihr weiteres Verhältnis zum Deutschen Reich sowie auch zum verbliebenen Deutschtum in nächster Zeit regeln müssen. Ich hoffe, so sagte Runtt weiter, daß meine bevorstehenden Verhandlungen mit der Prager Regierung entsprechendes Verständnis finden. Man kann ohne Übertreibung behaupten, daß es von der notwendigen Klärung in den nächsten Monaten abhängen wird, ob endlich für alle in der Tschecho-Slowakei lebenden Völker nach jahrzehntelangem schärfstem Nationalitätenkampf eine Zeit dauernden friedlichen und fruchtbaren Zusammenlebens anbrechen soll.

Über die Mission des gesamten in der Tschecho-Slowakei verbliebenen Deutschtums äußerte sich Ernst Runtt in einer Neujahrsbetrachtung folgendermaßen:

„Ausharren, noch weiter ausharren, ist nach der Befreiung der Sudetendeutschen, die durch das Münchener Abkommen heim ins Reich geholt wurden, die Pflicht jener, die auch zum Sudetendeutschtum gehörten, aber in der Tschecho-Slowakei verblieben. Das sind neben den Karpatendeutschen die Deutschen von Prag, Brünn, Pilsen, Budweis, Olmütz, Mährisch-Ostau, Friedek, Mistek, der Sprachinsel Jglau und Wischau und viele über das Land von Böhmen und Mähren verstreute Vorposten des Deutschtums. Wohl stammen sie vielfach aus dem bestrittenen Su-

detengau, wie ich selbst. Aber sie gingen dahin, um eine tausendjährige deutsche Position zu stärken, und bleiben nun da, um sie weiterhin zu halten, obwohl ihnen der Optionsvertrag die Möglichkeit gäbe, in besseren Verhältnissen und besseren sozialen Positionen das Glück des Dritten Reiches unmittelbar zu erleben.

Doch sie harren aus, weil der echte Nationalsozialist nicht von seiner Aufgabe davondläuft. Sie haben es nicht vergessen, daß einst Deutsche in diesem Raum im Herzen Europas deutsche Kultur, deutsche Wirtschaftsformen, deutsches Recht und deutsche Sitten getragen haben. Sie haben täglich in diesen Städten, die alten deutschen Baudenkmäler vor sich, die in gemeinsamer Tatkraft böhmischer Könige und deutscher Künstler von einer Zeit zeugen, da Mitteleuropas Völker eine Kampfeinheit gegen die Barbaren von Ost und Südost bildeten. Für sie ist die älteste deutsche Unversität in Prag ein Symbol, das nirgendhin verlegt werden kann, sondern nur von Prag aus die neue deutsche Kultur nach Ost und Südost auszustrahlen vermag. Und dicht bei Prag ist die alte Burg Karlsstein ein ewiger Zeuge dafür, daß die politische Kraft und Größe des deutschen Volkes weiter reichen kann als seine geschlossene Siedlung. Und so manche Zeugen geschichtlichen Ranges gibt es auch in diesem Lande, daß auch das tschechische Volk besser leben und ausblühen kann, wenn es nicht im Streite, sondern in Zusammenarbeit und in Verbundenheit mit deutscher Kultur und Wirtschaftskraft und mit der politischen Führung des deutschen Volkes lebt.

Darum glaubt das in der Tschecho-Slowakei verbliebene Deutschtum nicht nur aus traditionellem Pflichtbewußtsein auszuharren zu müssen, sondern aus einer uralten Mission heraus, die durch die Tat des Führers von München wieder neue Geltung erhielt."

+

Auch von der deutschen Volksgruppe in Rumänien ist gegen Ende des Jahres 1938 zu melden, daß ihre Einheit wiederhergestellt worden ist, nachdem schon vorher die Einigungsverhandlungen zwischen der „Volksgemeinschaft der Deutschen in Rumänien“ unter Fritz Fabritius und der „Deutschen Volkspartei Rumäniens“ unter Dr. Alfred Bonfert einen günstigen Abschluß gefunden hatten. Mit dieser Einigung fand ein

jahrelanger unseliger Bruderzwist innerhalb der Reihen der deutschen Volksgruppe in Rumänien ein Ende und die Kräfte, die seit 1933 dieses verbissene innervölkische Ringen dem Abwehrkampf an der Außenfront entzogen hatte, sind wieder frei und können in dem durch die Einigung ermöglichten Gesamteinsatz der Volksgruppe nutzbar gemacht werden. Vor allem aber ist nunmehr der Führung der deutschen Volksgruppe die Möglichkeit gegeben, in ihren Verhandlungen mit der rumänischen Regierung ihre Forderungen und Vorschläge als Vertreterin des Gesamtdeutschtums anzumelden. Bei diesen Forderungen und Vorschlägen wird es sich in erster Linie um die Wahrung der Interessen der deutschen Volksgruppe gegenüber den Rumänisierungsbestrebungen handeln, denn das Verhältnis zwischen der deutschen Volksgruppe und der Regierung hat sich im Jahre 1938 langsam gebessert. Einige Regierungsanordnungen lassen die Absicht der Regierung erkennen, das Programm ihrer Minderheitenpolitik nun auch wirklich durchzuführen.

+

Eine sehr wesentliche Besserung verspricht die Lage des Deutschtums in Ungarn zu nehmen. Die innere Neugestaltung der Volksgruppe in der Form des „Volksbundes der Deutschen in Ungarn“ unter der Führung von Franz Basch haben wir schon in der Dezembernummer des „Deutschen im Osten“ zur Kenntnis gebracht. Es wurde in diesem Zusammenhang auch schon auf die Wahrscheinlichkeit baldiger praktischer Fortschritte in der Lösung der Minderheitenfrage seitens der ungarischen Regierung hingewiesen. Inzwischen hat der ungarische Ministerpräsident Imre dy zu dieser Frage Erklärungen abgegeben, die in weitgehendem Maße auf die Erwartungen eingehen, die die deutsche Volksgruppe an die Minderheitenpolitik der ungarischen Regierung stellte. Der Regierungschef unterstreicht den entschiedenen und aufrichtigen Wunsch, das Verhältnis zu den „Minderheiten“ so zu gestalten, daß sie sich nicht als Minderheiten fühlen, sondern im tausendjährigen ungarischen Vaterland ihr wahres Heim im edelsten Sinne des Wortes finden. Die Grenzlinie für die gute Behandlung werde von der Minderheit selbst durch ihre Einstellung zur ungarischen Staats-

idee bestimmt. Der deutschsprechenden Mitbürger nehme sich der Staat liebevoll an, nicht nur weil die ungarische Nation, die so viel Unterdrückung im Laufe der Geschichte erlitten habe, niemals selbst zum Unterdrücker werden wolle, sondern aus der Überzeugung, daß die nationalen Ziele des Ungartums auch ihre Ziele, daß ihre wohlervogenen Interessen auch die Interessen des Ungartums seien.

In der Schulfrage halte man sich an die von dem 1935 verstorbenen Führer der Deutschen in Ungarn, Jakob Bleyer, vorgezeichneten Grundsätze. Nach der Regelung von 1935 werde ein Einheitstyp geschaffen. In 10 bis 85 Prozent der Fälle sei die Lösung grundsätzlich fertig. Mit den kirchlichen Oberbehörden seien die Fragen durchberaten, der Plan zur Erstellung der bei der Trennung der deutschen und ungarischen Kinder notwendigen Gebäude sei aufgestellt und teilweise verwirklicht. Grundsätzlich sollen beim Elementarunterricht deutschsprechende Kinder in die deutsche Schule gehen. „Wir werden auch dafür sorgen, daß dieser Grundsatz schon bei den Kindergärten angewandt wird.“ Der Ministerpräsident erkennt an, daß, obwohl schon Fortbildungskurse für deutsche Lehrkräfte bestünden, die Frage der Heranbildung von Lehrern besser gelöst werden müsse. An die Schüler des ersten Jahrgangs der Lehrerbildungsanstalten sei jetzt die Frage gerichtet worden, wer von ihnen gewillt sei, nach Weihnachten an dem ersten Jahrgang der vorläufig in Budapest zu errichtenden deutschen Lehrerbildungsan-

stalt teilzunehmen. Die Regierung beschäftige sich weiter eingehend mit der Frage der deutschen Mittel- und Bürgerschulen sowie mit der landwirtschaftlichen Fortbildung der deutschen Dorfbevölkerung. Daß der Gebrauch der Muttersprache im Verkehr mit den örtlichen Behörden — worüber eine Verordnung aus dem Jahre 1923 besteht — wirklich gewährleistet werde, sei eine besondere Sorge der jetzigen Regierung. In keiner Weise würden die Deutschen daran gehindert, in ihren Kirchen deutsche Predigten zu hören und deutsche Lieder zu singen. „Wir werden Sorge tragen“ — schreibt Ministerpräsident von Turedy —, „daß die Geistlichen des Deutschtums schon im Seminar eine entsprechende deutsche Ausbildung erhalten.“

Die Frage der Zeitungs- und Vereinsgründung wolle man mit warmem Verständnis behandeln. „Ich sehe auch kein Hindernis vorliegen, daß das einheimische Deutschtum im eigenen Kreis für seine Institutionen Sammlungen veranstaltet.“ Der Ministerpräsident gibt offen zu, daß auf kulturellem Gebiet keineswegs alle Minderheitenfragen gelöst sind. Die Regierung habe deshalb den Plan gefaßt, ein Regierungskommissariat für das Minderheitenwesen einzurichten. Wir wollen die Hoffnung aussprechen, daß die Verwirklichung dieser Versprechungen nicht auf sich warten läßt oder gar durch bewußten oder willkürlichen Mangel an Einsicht bei unteren Organen, wie das so oft festzustellen war, illusorisch wird.

„Viel Juden und wenig Kohle“

Die Sorgen der Tschecho-Slowakei - Der Vorsprung der Slowaken - Das Verhältnis zum Deutschtum - Einwandfreie Haltung der Prager Regierung - Der Abschied des französischen Generals

Die Ereignisse der letzten Monate haben die staatsführenden Völker der neuen Tschechoslowakei zu verschieden getroffen, als daß sie in einheitlicher Ausrichtung an die Gestaltung ihres innerstaatlichen Lebens gehen könnten. Das tschechische Volk, das aus einer Welt der Illusionen vor die harten Realitäten der Gegenwart gestellt ist, hat

nicht nur die Enttäuschung über seine Freunde von gestern, die niemals seine Freunde waren, zu überwinden, sondern soll sich nun, man muß sagen, über Nacht mit der Tatsache abfinden, die Herrschaft im Innern zu teilen. Die Slowaken stürmen mit jugendlichem Elan auf der staatlichen Bahn vorwärts, die ihnen bisher der Prager

Zentralismus gesperrt hat. Die Positionen, die sie für sich fordern, müssen die Tschechen räumen. Was ihnen als Erfolg gilt, erscheint daher den Tschechen als Niederlage. In die Freude der einen, mischt sich die Erbitterung der anderen. Wo es den Tschechen möglich ist, stellen sie sich den Slowaken entgegen. Die Karpathoukrainer sind in ihrer Haltung noch nicht gefestigt. Die Lockungen von außen, hinter denen gleich die schärfsten Drohungen stehen, haben sie erst in der letzten Zeit zu einer engeren Anlehnung an die Slowaken veranlaßt, mit denen sie nur gemeinsam gegen den Prager Zentralismus stehen.

Diese Tatsachen muß man sich vor Augen halten, wenn man die Ereignisse und Vorgänge in der neuen Tschechoslowakei verstehen will. Es ist für die verantwortlichen tschechischen Staatsmänner nicht leicht, die Brücken der Verständigung zu den einzelnen Völkern im Staate zu bauen.

+

Nach der Abdankung und Flucht des Staatspräsidenten Dr. Benesch's galt es, ein neues Staatsoberhaupt zu finden. Es mußte zunächst allen drei Völkern genehm sein und zweitens für die besondere Aufgabe sich geeignet erweisen, den Bruch mit der Vergangenheit auch in personeller Hinsicht zu vollziehen. Das setzte voraus, daß es keine Bindungen zum zusammengebrochenen System und seinen Männern hatte. Nach langem Suchen kam man auf den ehemaligen Präsidenten des Verwaltungsgerichtes in Prag, Dr. Emil Hacha. Er war im politischen Leben des tschechischen Volkes bisher nicht hervorgetreten. Sein Weg wich von der Beamtenlaufbahn nicht ab. Die freie Zeit, die ihm die Ausübung seines Berufes ließ, widmete er der wissenschaftlichen Arbeit. Bis in die späten Nachtstunden saß er täglich über seinen Büchern und schrieb seine juristischen Abhandlungen. Er ist wohl kein Philosoph, aber ein stiller Gelehrter. Daß er den Ruf auf den Hradschin annahm, bedeutet für ihn der Verzicht auf seine liebgewordenen Arbeiten. Er tat es aus Pflichterfüllung dem Vaterlande gegenüber. Dafür dankt ihm das tschechische Volk, das eigentlich erst durch seine Wahl von ihm näheres erfuhr.

Der neue Staatspräsident sieht zunächst seine Aufgabe darin, die Spannungen

zwischen den Tschechen und Slowaken zu vermindern. So galt auch sein erster Besuch der Slowakei, in die er, wenn auch nur privatim, während der Weihnachtstage gereist war. Am Grabe des Slowakenführers und Befreiers Hlinka legte er, um eine verständliche Geste zu zeigen, einen Kranz mit der slowakischen Trikolore nieder und nahm den Vorbeimarsch der „Hlinka-Garde“ ab. Die Zeit seines Aufenthaltes war den Besprechungen mit den slowakischen Regierungsmitgliedern gewidmet.

Die Slowaken sind mit ihrem innerstaatlichen Bauabschnitt am weitesten vor. Die slowakische Landesregierung hat ohne viel Federlesen mit dem Parteiwesen in der Slowakei ausgeräumt. Als erste mußten die Kommunisten daran glauben. Dann kamen auch die anderen Gruppen an die Reihe. Den tschechischen Parteien, die ihre Tätigkeit auch in der Slowakei entfalteten, wurden die Parteihäuser versiegelt und die Zeitungen eingestellt. Aber nicht nur das. Slowakische Soldaten besetzten die tschechischen Sokolheime und übergaben sie der Hlinkagarde. Über 40 slowakische Offiziere vom Leutnant bis zum Oberst schieden aus dem tschechoslowakischen Heeresverband aus, um die Organisierung der halb-militärischen slowakischen Formation vorzunehmen. Den tschechischen Beamten, die in den vergangenen zwanzig Jahren im Zuge der Prager Zentralisierungsmaßnahmen in die „Kolonie Slowakei“ auf die verschiedenen staatlichen Posten gekommen waren, wurde die Aufenthaltsgenehmigung entzogen. Das alles machte in Prag viel böses Blut. Die tschechische Presse führt bittere Klage über die Vorgänge in der Slowakei. So weist das Prager Regierungsorgan „Venkov“ auf die „antitschechische Welle“ hin und schreibt wörtlich: „In der Slowakei geschehen Dinge, die das brüderliche Verhältnis zwischen Tschechen und Slowaken abzukühlen geeignet sind, ja, die sogar die Gefahr in sich bergen, daß die Bindungen — und wir meinen leider nicht nur die Bande der Herzlichkeit und Brüderlichkeit — die seit jeher zwischen uns bestanden und bestehen müssen, gesprengt werden. Vielleicht sind örtliche Fehler geschehen, daß einer der tschechischen Männer in der Slowakei sich etwas zu schulden kommen ließ, was sich schwer verzeihen läßt; aber die Mehrheit der Tschechen, das tschechische Volk hat sich in seinem Verhältnis zur Slowakei stets vor-

bildlich verhalten. Nur schwer können wir deshalb begreifen, warum man nicht so sehr gegen einzelne vorgeht, sondern vielmehr einen Kampf gegen unser Volk führt...“

Gerade in dem letzten Satz ist das ganze Problem des tschechisch-slowakischen Verhältnisses aufgezeigt. Das tschechische Volk kann nicht „begreifen“!

Es kann nicht begreifen, daß die von ihm in der Slowakei geübte Vorherrschaft — gleichgültig jetzt ob zum Vor- oder Nachteil des Landes — von den Slowaken als Unrecht empfunden werden mußte, weil sie zugleich die Vorenthaltung feierlicher Versprechen bedeutete.

Es kann nicht begreifen, daß die Änderung des bisherigen Zustandes zwangsläufig zur Entfernung der tschechischen Beamten aus der Slowakei führen muß, die ja nicht als die Vertreter des tschechischen Volkes, sondern eines staatlichen Systems gekommen waren, das überwunden und beseitigt werden ist.

Es kann nicht begreifen, daß sich die slowakischen Maßnahmen nicht gegen das tschechische Volk richten, sondern gegen ein System, das nicht auf Recht und Billigkeit aufgebaut war.

Das slowakische Regierungsorgan hat dem tschechischen Blatt ruhig und sachlich geantwortet:

„Nach der Gründung des gemeinsamen Staates hat die Slowakei jeden Tschechen mit brüderlichem Entgegenkommen aufgenommen. Dieses Vertrauen ist aber bald in Mißtrauen und Abneigung umgeschlagen. Eine psychologische Atmosphäre für das Lösungswort „Hinaus mit den Tschechen“ ist durch die Tschechen selbst gegeben worden. Die verantwortlichen slowakischen Kreise und auch die überwiegende Mehrheit der öffentlichen Meinung würden darauf verzichten, sich derartige Lösungen zueigen zu machen, da sie die Arbeit, die von den tschechischen Beamten geleistet worden ist, zu schätzen wissen. Das aber ändert nichts an der Tatsache, daß die berufliche Betätigung der tschechischen Beamten durch ihre blinde und unglückliche Einstellung zum slowakischen Volk vollständig in den Schatten gestellt worden ist...“

+

Präsident Hacha sah also seine Aufgabe darin, die friedliche Weihnachtsstimmung zu

einer Unterredung mit den slowakischen Führern zu benützen, um die schwebenden Fragen zwischen den Tschechen und Slowaken zu klären. Die Wahlen in den slowakischen Landtag haben der slowakischen Regierung einen Erfolg gebracht, den sie in seinem Umfang selbst gar nicht erwartet hatte. 97 v. H. aller abgegebenen Stimmen waren „Ja“-Stimmen, die den bisherigen Maßnahmen der Regierung zustimmten. Man sprach mit Recht von einer Volksabstimmung. Nun hat die slowakische Regierung einen vom Volke gewählten Landtag, mit dem sie ihre Aufbautarbeiten fortsetzen kann. Es ist klar, daß dieser Erfolg die slowakische Führung anspornt, auf der eingeschlagenen Bahn fortzufahren, was sie weiter von den Tschechen entfernen muß, die aus ihrem zentralistischen Denken nicht herauskommen und nichts unternehmen, von sich aus den föderalistischen Staatsumbau zu beschleunigen.

Der neue tschechoslowakische Ministerpräsident Beran, der aus dem Lager der tschechischen Agrarier hervorgegangen ist und ein scharfer Gegner des Beneš-Kurses war, hat in seiner Jungfernrede vor dem Prager Parlament die Haltung des tschechischen Volkes mit psychologischen Hemmungen zu begründen versucht. Es sprach aus ihm der Führer der neuen tschechischen Nationalpartei, wenn er erklärte, daß er diese psychologischen Hemmungen nicht durch eine leidenschaftliche politische Offensive neuer Richtungen niederzuwerfen beabsichtige, sondern durch die Hervorkehrung des gesunden Menschenverstandes, ihre Absurdität allmählich in Erscheinung treten zu lassen.

Während die Slowaken sehr rasch mit dem Parteienumewesen aufgeräumt hatten, dauerte es bei den Tschechen wochenlang, bis sie sich zu einer Neuorganisation ihres politischen Lebens durchbringen konnten.

Während bei den Slowaken die Anhänger des alten Systems restlos verschwunden sind und nur die Männer der autonomen Front in Führung getreten sind, haben bei den Tschechen die alten Politiker fast ausnahmslos in den neuen Parteien Unterschlupf gefunden.

Die unter der Führung des tschechischen Ministerpräsidenten Beran stehende tschechische Nationalpartei stellt nichts anderes als den Zusammenschluß der alten bürgerlichen Rechtsparteien einschließlich der katholischen Volkspartei dar.

Die Sozialdemokraten und tschechischen Nationalsozialisten schlossen sich in einer „nationalen Arbeiterpartei“ zusammen, die wohl der II. Internationale einen Abschiedsbrief geschrieben hat, aber völlig unter der Herrschaft jener Männer stehen, die bis zur letzten Stunde Volksfrontpolitik betrieben haben. Beiden Gruppen ist gemeinsam, daß sie die Vormachtstellung der Tschechen im staatlichen Neubau gegenüber dem Ansturm der Slowaken verteidigen. Es war daher auch nicht überraschend, daß in der ersten Sitzung des Prager Parlamentes die Slowaken von der tschechischen Linken und Rechten in gleichem Maße mit Vorwürfen überschüttet worden sind. „Mit der griechgrämigen Miene eines zur Ehe zu alten Partners wurde alles bekrittelt, was die Slowaken an jugendfrischen Äußerungen in den letzten Monaten hervorgebracht haben: von der Abschaffung des Parteienwesens bis zur Judenfrage und die Rücksendung der tschechischen Beamten . . .“, so hat ein Prager Journalist den Empfang der Slowaken im Prager Parlament durch die Tschechen kurz und treffend charakterisiert.

+

Gewiß fehlt es im tschechischen Volk nicht an Stimmen, die eine radikale Umkehr von den bisherigen Methoden verlangen und das Vorgehen der Slowaken als Beispiel hinstellen. Man darf aber nicht übersehen, welche ungeheueren Schwierigkeiten sich den Tschechen entgegenstellen, ganz abgesehen von den psychologischen Hemmungen, die ihr Handeln beherrschen.

Walter Wannemacher, der ehemalige Hauptschriftleiter der „Zeit“, des Kampfblattes der Sudetendeutschen Partei, hat kürzlich in einem Aufsatz einen Überblick gegeben über die Art und Weise, wie Dr. Benesch seine Abenteuer finanzierte, die heute die Bewohner der Tschechoslowakei finanzieren müssen. Danach stehen wir vor der Tatsache, daß pro Kopf der Bevölkerung in der Tschechoslowakei 5000 Kč Staatsschulden kommen. Die neue Regierung müßte 1000 Kč pro Kopf und Jahr ausgeben, wenn an dem bisherigen Alltagsleben nichts geändert werden sollte. Die Härte dieses Problems war bisher nicht fühlbar, weil die tschechoslowakische Nationalbank den Großteil dieser 1000 Kč pro Kopf und Jahr auslegte. „Die Finanzierung der Rüstungsära Benesch“, so

schreibt Walter Wannemacher wörtlich, erfolgte bekanntlich zum Großteil über innere Anleihen, die die Staatsschuld von 30 auf 50 Milliarden brachten, andererseits durch Heranziehung des Noteninstitutes, welches benötigt war, zunächst die 10- und 20-Kč-Noten, dann die 50 Kč-Noten und schließlich auch die 100-Kč-Noten aus dem deckungspflichtigen Umlauf auszuschneiden. Welche Folgen hatte diese Politik für die Währung? Im Augenblick lastet über der Währungssituation ein geheimnisvolles Dunkel. Die Höhe des ungedeckten Geldumlaufes wird seit den Septemberereignissen nicht mehr veröffentlicht. Wir wissen jedoch, daß vor dem September der Umlauf jener Geldzeichen, die jetzt nicht mehr als deckungspflichtig gelten, nicht weniger als 527 Milliarden betragen hatte. Mit einem Griff hat sich Benesch durch die Verordnung vom 28. September 1938 nahezu 3,5 Milliarden zur Finanzierung seines geplanten Kriegsabenteuers dadurch beschafft, daß die 100-Kč-Banknoten plötzlich Staatseigentum wurden; wobei zu diesem gewaltigen Geschenk der Nationalbank noch der Kniff hinzutrat, daß man jenen Teil der ungedeckten Staatsnoten, die sich in den Kassen der Nationalbank befanden, sogar als Deckungsunterlage für den übrigen Notenumlauf heranzog! Gleichzeitig hat die Notenbank den Umlauf an deckungspflichtigen Noten von 500 Kč je Einheit aufwärts von 4550 Millionen auf 6870 Millionen zum 30. November erhöht. Freilich dürfte von diesen Milliarden ein Großteil auf Bargeldhortungen des nervösen Publikums entfallen. Im wesentlichen jedoch wurde mit ihr die Finanzierung der Septemberkrise betrieben. Als Folge dieser Finanzierung stellt sich die gegenwärtige Lage des Währungswesens wie folgt dar: Der ausgewiesene, deckungspflichtige Umlauf betrug Ende November 6870 Millionen. An nichtgedecktem Staatsgeld sind gegen sechs Milliarden vorhanden, von denen zweidrittel Milliarden nicht im Umlauf, sondern in den Kassen der Nationalbank als Reserve bereitliegen. Insgesamt ergibt sich somit ein Zahlungsmittelumlauf von 12,2 Milliarden gegenüber 7,5 Milliarden in der gleichen Vorjahreszeit. Dies ist jedenfalls ein ganz nettes Inflationsbüchchen!“

Zu diesen Finanzsorgen kommt das Problem der Unterbringung der Rückwanderer aus der Slowakei und den abgetretenen sudetendeutschen Gebieten. Über hunderttausend

Staatsbeamte und Lehrer mit ihren Angehörigen sind in den letzten Monaten in das Innere der böhmischen Länder zurückgeströmt. Mit einem weiteren Wachsen der Rückwandererzahl ist zu rechnen. Dazu kommen noch rund 16 000 neue Juden, die das tschechische Volk mit ihrer Unwesenheit beglücken. Die Lösung dieser Fragen erscheinen den Tschechen lebenswichtiger als der Aufbau eines föderalistischen Staates, der ihre Herrschaft einschränkt und ihnen nach ihrer Meinung noch mehr Möglichkeiten nimmt, die angedeuteten Probleme zu lösen.

+

Trotzdem aber zeigen sich im inneren Leben des tschechischen Volkes bedeutsame Ansätze für eine Neugesaltung. Nach langem Zögern folgt dem Verbot der Tätigkeit der kommunistischen Partei ihre Auflösung. Die Mandate der kommunistischen Abgeordneten und Senatoren wurden annulliert. Für ihre Reise nach Moskau wurden ihnen Pässe ausgehändigt. In Prag selbst setzt ein großes Zeitungssterben ein. Der „Sozialdemokrat“ und „Die rote Fahne“ sind aus dem Prager Zeitungsbild verschwunden. Das „Prager Abendblatt“, das unter dem Doppeladler den k. u. k. Belangen gedient hat und nachher ebenso trenn dem böhmischen Löwen ergeben war, ist eingegangen, seine große Schwester, die „Prager Presse“ folgt ihm mit Jahresende. Das Emigrantenblatt „Prager Mittag“ stellt sein Erscheinen mit dem Bedauern ein, daß die Atmosphäre, in der es sich wohlfühlte, verschwunden sei. Und mit ihnen allen verschwand die zionistische „Selbstwehr“ wie die kommunistische „Volksillustrierte“ und die jüdische Frauenzeitung „Frauenfreude — Mädchenglied“. Erst neuerlich hat die Prager Regierung ein Verbot erlassen, das die antideutsche Heze streng bestraft. Trotzdem reichen diese Maßnahmen noch nicht aus, um die Schritte zu erreichen, die in der Slowakei den Deutschen gegenüber getan worden sind.

So ist in Preßburg eine deutsche Abteilung im Schulministerium errichtet worden, die mit Januar ihre Amtstätigkeit beginnt. Für die deutschen Schulen in der Slowakei werden drei deutsche Schulinspektoren ernannt, wo es bisher keinen einzigen gab. In einer Anzahl deutscher Orte werden die fehlenden Schulen errichtet. Die Volksorganisation der Deutschen in der Slowakei kann

sich unbehindert zur nationalsozialistischen Weltanschauung bekennen, das Hakenkreuz ist als Symbol der Deutschen erlaubt. Es mag symptomatisch sein für das Verhältnis zwischen Karpathendeutschen und Slowaken, daß die Slowaken die Deutschen bei politischen Kundgebungen mit erhobener Hand und mit „Na stráž — Heil Hitler“ begrüßen. Die Deutschen antworten mit „Heil Hitler — na stráž“. Am Schlusse gemeinsamer politischer Kundgebungen werden die slowakische Volkshymne und das Horst-Wessel-Lied gesungen. Die Übereinstimmung der politischen Ausdrucksformeln ist schon zu einer Selbstverständlichkeit geworden und beruht auf einer gegenseitigen Achtung vor dem Volkstum und setzt höchstens die Tschechen in Erstaunen, die aus Prag heute in die Slowakei kommen.

Es wäre ungerecht, wollte man nicht anerkennen, daß auch im tschechischen Volk starke Strömungen vorhanden sind, mit dem Deutschtum im Guten auszukommen. Sie finden von der Regierung weitestgehende Unterstützung, die ja auch dem Deutschtum großes Entgegenkommen zeigt. Doch der Deutschenhaß ist im tschechischen Volk tief verankert und findet, wie noch gezeigt wird, von unverantwortlichen Elementen immer wieder Nahrung. Es ist bezeichnend, daß erst dieser Tage die Bezirksbehörde eines mährischen Bezirkes eine scharfe Warnung an jene ergehen lassen mußte, die die Vermessungspfähle der Reichsautobahnbaufkommission versetzen und damit der Verwirklichung des Bauprojektes, das ja in erster Linie auch den Tschechen zu Gute kommt, Schwierigkeiten bereiten. Wie weit die Heze gegen Deutsche geht, zeigt ein Vorfall bei der Befestigung eines tschechischen Ortes, der im Verlauf der endgültigen Grenzregelung an das Deutsche Reich abgetreten werden mußte. Beim Einzug der deutschen Truppen warfen sich dem deutschen Kommandanten tschechische Frauen zu Füßen mit der Bitte, ihre Kinder mit dem Ausbrennen von Hakenkreuzen auf der Brust zu verschonen und ihre Männer von der Prügelstrafe zu befreien. Auf die die erstaunten Fragen des deutschen Kommandanten wie so sie zu solchen Bitten kamen, erfuhr er, daß noch in der Nacht vor dem Einzug der deutschen Truppen Flugblätter verbreitet worden sind, in denen die tschechische Bevölkerung im Hinblick auf die ihnen drohende Greuel zum Widerstand gegen die

Befehung durch die deutschen Truppen aufgerufen worden sind. Man kann sich vorstellen, wie überrascht die Bevölkerung war, als sie zunächst einmal ein warmes Mittagessen verteilt erhielt und die NSD sich des sozialen Schicksals der einzelnen tschechischen Familien annahm.

Diese deutschfeindlichen Explosionen kamen auch in der Eröffnungssitzung des Prager Parlamentes zum Ausdruck, wo sich ein sonst unbekannter Abgeordneter durch seine Auslassungen gegen Deutschland einen unrühmlichen Namen gemacht hat. Man wird diese Ausbrüche nicht allzu tragisch nehmen dürfen und sie unter jene psychologischen Erscheinungen rechnen müssen, die dem neuen Ministerpräsidenten Beran die Arbeit erschweren. Er hat in seiner Regierungserklärung von diesen Schwierigkeiten im eigenen Lager offen gesprochen und um Verständnis gebeten. Er hat auch eine klare Stellung zum Deutschtum bezogen, wenn er erklärte:

„Unsere Außenpolitik ist neu in ihren Zielen, Mitteln und ihrem Inhalt. Im Ansturm der Ereignisse dieses Jahres wurden nicht nur unsere Grenzen in Mitleidenschaft gezogen, sondern auch zahlreiche Werte der Weltpolitik der Großmächte, die man bisher für unantastbar gehalten hat, erschüttert. Es wird uns vor allem an der Regelung unseres freundschaftlichen Verhältnisses zu unserem größten Nachbar, zu Deutschland, gelegen sein. Wir glauben zuverlässig, daß ein gerechter Kontakt zwischen den Staatsmännern der beiden Länder diese Lösung erleichtern und beschleunigen wird. Der Präsident der Republik, der Außenminister und ich selbst, haben bereits klar gesprochen, wie wir unser Verhältnis zum Deutschen Volk und Staat auffassen und wie wir es zu regeln und zu konsolidieren wünschen. Wir sind entschlossen, stets offen und mannhaft zu sprechen. Wir verbergen nicht, daß wir in der ersten Zeit die natürlichen Überreste der psychologischen Folgen unseres schweren territorialen und nationalen Verlustes überwinden müssen. Es ist dies eine beiderseitige Aufgabe.“

+

Aber auch zu einer Lösung der Judenfrage, die für die Tschechen von lebenswichtiger Bedeutung ist, kann man sich in Prag nicht

zu dem gleichen scharfen Vorgehen aufrufen wie in der Slowakei. Die These, daß sich ein kleines Volk, das wirtschaftlich auf den Westen angewiesen ist, einen Antisemitismus nicht leisten kann und die man auf das tschechische Volk übertragen hat, fand in der Regierungserklärung des Ministerpräsidenten Beran leichten Anklang. Mag sein, daß die schwebenden Anleiheverhandlungen mit England es in Prag im Augenblick für nicht opportun gelten ließ, das Judenproblem in aller Breite aufzurollen, jedenfalls haben diese Formulierungen bei den Prager Juden Hoffnungen geweckt, die keinesfalls im Einklang stehen mit den Wünschen der Mehrheit des tschechischen Volkes. Die Juden nehmen gern allerlei Beschränkungen auf sich, wenn ihnen eine ungekörte wirtschaftliche Entwicklung garantiert bleibt. Aber gerade um die wirtschaftlichen Positionen, die sie einnehmen, geht es den Tschechen.

Das judetendendeutsche Gauorgan „Die Zeit“ veröffentlichte kürzlich Streiflichter aus der tschechoslowakischen Hauptstadt, die die Situation im tschechischen Lager grell beleuchten:

„Biel Juden und wenig Kohle“, antwortet ein alter tschechischer Bekannter auf die Frage: „Was gibt es neues in Prag?“ In der Tat: Drei Monate sind im übrigen spurlos an dem Straßenbild dieser Stadt vorübergegangen, die heute nicht mehr Metropole eines 15-Millionen-Staates, sondern eigentlich nur Hauptstadt der 7 Millionen Menschen beherbergenden „historischen Länder“ ist. Die Frauen tragen noch immer die teuren Pelze, mehr als in jeder anderen europäischen Großstadt und in den Auslagen findet man alle Spezialitäten des Westens, die man haben muß, wenn man als mondän gelten will. Gerät jedoch ein ahnungsloser Besucher nachmittags in ein Kaffeehaus, so wird er zwar in einzelnen Fällen nach einiger Mühe noch in irgend einem bescheidenen Winkel einen anderen Arier entdecken, nicht aber eine reichsdeutsche Zeitung. Ist Prag überhaupt noch eine tschechische Stadt? Wer zwischen 11 und 12 Uhr den Graben oder Wenzelsplatz beobachtet, wird berechtigte Zweifel in dieser Richtung äußern. Denn ohne Übertreibung: Tschechen sind eine vereinzelte Erscheinung in dem auf- und abwogenden, heftig gestikulierenden Strom. Der tschechische Wit nennt schon den Verkehrspolizisten an der Ecke Heinrichsgasse

Und das deutsch-tschechische Verhältnis? Ein einheitliches Urteil läßt sich über den Gesinnungswandel nicht abgeben. Der Kraftfahrer, der in einem rein tschechischen Dorfe Aufenthalt nimmt, wird wahrscheinlich, wenn sein Wagen eine reichsdeutsche Nummer trägt, mit Achtung und Zuorkommenheit behandelt werden. Lustwandelt er ohne Tschechischkenntnisse in Prag, wird er mindestens ebensoviele Polizisten finden, die ihm auf eine deutsche Frage höflich deutsch antworten, als solche, die sich mit einem barschen „nerozumim“ umdrehen. In den Geschäften und Kaffeehäusern des Zentrums wird er selbstverständlich mit Zuorkommenheit deutsch bedient werden, in den Vorstädten jedoch ist das Gegenteil immerhin möglich. Viel trägt zu der immer noch nicht ganz abgerüsteten Empfindlichkeit gegen die deutsche Sprache das ungehörige Benehmen deutschsprechender Juden bei. Wer jüdisch aussieht, dem sei es am wenigsten geraten, einen Prager Straßenbahnschaffner deutsch um Auskunft zu fragen.

Aber abgesehen davon wird der Geist der Vergangenheit von tausenden intellektuellen Jüngern Benesch' nach wie vor intensiv gepflegt. Zu diesen Jüngern gehört in erster Linie die Lehrerschaft. Folgendes kleines Erlebnis ist hierfür bezeichnend: Ein tschechischer und ein deutscher Junge geraten in einen politischen Disput. Da wirft sich der tschechische Knirps stolz in die Brust und erklärt: „Unser Herr Lehrer hat gesagt, im Frühjahr kommt ein Weltkrieg und da werden wir den Deutschen alles wieder wegnehmen, was sie uns gestohlen haben und mehr dazu!“ Es ist dies kein Einzelfall, sondern eine typische Erscheinung. Den tschechischen Kindern wird in den Schulen nach wie vor das Gift der Deutschfeindlichkeit in die Seelen geträufelt. Kleine Plaketten mit den neuen und alten Grenzen tragen die bezeichnende Aufschrift: „Vergesst niemals, Kinder!“ Wenn amtlich errechnet wird, daß es 4000 tschechische Lehrer zuviel gibt, so ist dies in einem ganz anderen Sinne richtig, als man hierzulande meint. Diese tausende Benesch-Apostel, die täglich die Jugend

verheizen dürfen, sind in der Tat nicht nur überflüssig, sondern vom Standpunkte des Interesses des tschechischen Volkes sogar verderblich.“

+

Ein kleines Ereignis, das in dem Trübel der letzten Wochen untergegangen ist, aber so recht den Wandel der politischen Machtverhältnisse in Mitteleuropa zeigt, hat sich am 16. Dezember in Prag abgespielt. Unter großen militärischen Ehren verabschiedete sich der Chef der französischen Militärmission, die durch 20 Jahre in Prag wirkte, General Faucher. Vor einem halben Jahr noch hatte er den 21. Mai, den Tag der Mobilisierung der tschechischen Armee gegen das deutsche Volk und Reich als den schönsten Tag seines Lebens gefeiert. Damals dachte er wohl kaum daran, daß er so rasch die Stätte seiner Wirksamkeit wird verlassen müssen. Zu seinem Abschied hatten sich die in Prag stationierten Generäle der Armee und eine Ehrenkompagnie mit Fahne eingefunden, die der französische General theatralisch küßte. Der tschechischen Bevölkerung war die Abreise des Generals nicht mitgeteilt worden. Nur ein paar Blätter hatten im letzten Augenblick davon erfahren und brachten die Meldung klein im Innern des Blattes. Man fürchtete Demonstrationen! Welch ein Wandel!

Vor 20 Jahren hatten die Generäle Pelle und Fournier den gleichen Zug bestiegen, der Dr. Benesch als Außenminister in den neuen Staat brachte. Sie waren Zeuge des Jubels und der Begeisterung, mit der das hundertiürmige Prag Dr. Benesch empfing. Nach zwanzig Jahren mußte Benesch bei Nacht und Nebel die Hauptstadt seines Vaterlandes verlassen und die Flüche eines ganzen Volkes begleiten seinen Weg durch die Welt. Nun folgt ihm der französische Vertreter seines Geistes nach. Für ihn und seine Tätigkeit ist in Prag kein Platz mehr. Man hat der tschechischen Bevölkerung seine Abreise heimlich, um ihm zu ersparen, die Flüche zu hören, die auch ihm nachgesandt worden wären . . .

— rer —

Wiedergutmachung von Agrarreformschäden

Rückgabe enteigneten Grundbesitzes im Sudetenland an Deutsche Besitzer

Die deutsche Presse bringt folgende interessante Meldung: Im Sudetengau ist mit den ersten Arbeiten begonnen worden, um die Schäden der tschecho-slowakischen Bodenreform wieder gut zu machen. Bei der endgültigen Regelung der Besitzfrage dürfte der durch die berüchtigte Reform enteignete und an Tschechen verkaufte oder verpachtete Grundbesitz wieder in die Hände der ehemaligen deutschen Besitzer gelangen. Zur Zeit werden mit nur ganz geringen Ausnahmen die gesamten von der Enteignung betroffenen Meierhöfe und Güter kommissarisch verwaltet.

In deutsches Staatseigentum gehen dagegen die Staatsforsten über, die sich der tschechische Staat aus den ehemaligen Grenzwäldern der verschiedenen Großgrundbesitzer zusammengelegt hatte, um die Grenzgebiete gegen Deutschland in seine Hand zu bekommen. Die bei der Enteignung durch Unterbewertung der abzutretenden Forsten entstandenen wirtschaftlichen Schäden werden zur Zeit überprüft. Bekanntlich sind viele Waldbesitzer durch die tschecho-slowakische Bodenreform in so schwere finanzielle Schwierigkeiten geraten, daß ihre Waldungen bis in die letzten Tage der tschechischen Herrschaft hinein von den Steuerverwaltungen beschlagnahmt oder sogar gepfändet wurden.

Du mußt wissen, daß

. . . . das Deutschtum in der polnischen Wojewodschaft Wolhynien wohl das schwerste Schicksal des gesamten Deutschtums im Osten in den letzten 25 Jahren zu ertragen hatte. Die Geschichte, wie dieses Schicksal gemeistert wurde, ist zugleich ein hohes Lied auf deutsches Volkstum überhaupt.

+

. . . . die Niederlassung deutscher Bauern in den wolhynischen Waldgebieten nicht das Ergebnis einer planmäßigen Ansiedlung war, die von irgendeiner staatlichen Stelle gefördert wurde. Sie ist vielmehr ganz auf die Initiative der polnischen Großgrundbesitzer zurückzuführen und stellt das Ergebnis freier Entfaltung ursprünglicher Volkskräfte dar.

+

. . . . die Gesamtzahl der Deutschen in Wolhynien vor dem Kriege auf 200 000 Seelen geschätzt wurde, die in rund 600

geschlossenen Siedlungen auf einem Gebiet von der Größe Bayerns lebten. Durch Verträge mit den Grundherren, wonach das Landstück eines Siedlers nur an Deutsche weitergegeben werden durfte, waren die Siedlungen vor dem Kriege vor jeder Abergfremdung geschützt und blieben rein deutsch. Wirtschaftlich, kulturell und kirchlich hatten die Wolhyniendeutschen bis zum Weltkrieg eine absolut gesicherte Stellung, so daß sie mit Recht Pioniere und Träger deutscher Kultur im Osten genannt werden konnten.

+

. . . . für diese Wolhyniendeutschen im Weltkrieg eine Passionszeit begann, ein Leidenszug, wie er höchstens in der Vertreibung der Salzburger eine geschichtliche Parallele findet. 200 000 deutsche Bauern wurden im Jahre 1915 mit Feuer und Nagel aus ihren Dörfern vertrieben und mußten, meist zu Fuß, weit bis ins Innere Rußland in die Verbannung

wandern. Der größte Teil kehrte in den Jahren 1918—1921 in die wolhynische Heimat zurück, die durch Weltkrieg, Ukrainekämpfe und polnisch-russischen Krieg zu einem Trümmerhaufen geworden war. Unermüdlich begannen sie auf diesen Trümmern ihre Heimat wieder aufzubauen.

+

. . . diese Deutschen nicht nur Pioniere des Deutschtums im Osten sondern die Träger der Kultur in dem meist von Ukrainern bewohnten Wolhynien sind. Das bestätigt ein polnisches Zeugnis. Frau Prof. Cichocka-Petrażycka, Warschau, schreibt: „In wirtschaftlicher Hinsicht sind die deutschen Kolonien, dank dem Fleiß und der Genauigkeit der Kolo-

nisten, nützliche Stätten. — In politischer Hinsicht ist das deutsche Element in Wolhynien völlig unschädlich. Das deutsche Element ist nicht nur ein schädlicher Faktor, sondern vielmehr ein nützlicher.“

+

Du mußt wissen, daß den Wolhynien-deutschen trotzdem von polnischer Seite die größten Schwierigkeiten gemacht werden. Übereignungsgesetz, Schulschließungen, Unterdrückung des deutsch- evangelischen Kirchenwesens, und schließlich die Ausweisung der Führer dieses Volkstums sind nur einige Glieder in der Kette dieser Leiden. Trotzdem bleibt dieses tapfere Volkstum aufrecht und treu, wie es in seinem Liede heißt:

Und hat durch so viel Not und Pein
Das Schicksal uns umhergetrieben,
Nach Süd und Norden
Sind wir doch immer deutsch
geblieben.

Zur Beachtung!

Zur Beachtung!

Die Auslieferung der Zeitschrift „Der Deutsche im Osten“

erfolgt nicht mehr durch die Firma J. E. Fischer-Leipzig

Sie erfolgt künftig

für das Deutsche Reich und das Ausland (ohne Polen)

durch die Berliner Geschäftsstelle des „Danziger Vorposten“
Berlin W 8, Unter den Linden 49

für die Freie Stadt Danzig und Polen

wie bisher durch die „Danziger Vorposten-Buchhandlung“
Danzig, Langgasse 13

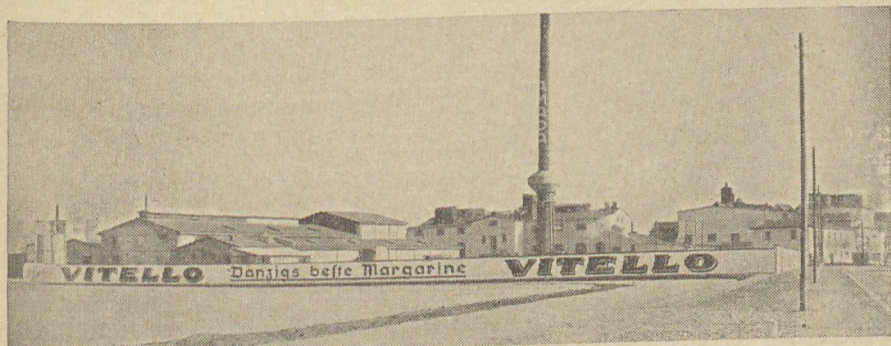
Freude am Werk erhöht die Schaffenskraft.

Es wird immer das größte Glück sein, das einem Menschen zuteil werden kann, an dem Platz schaffen zu dürfen, für den man sich berufen und geeignet fühlt. Aber nicht immer läßt uns das Schicksal diesen Weg finden und wir müssen uns häufig mit Aufgaben beschäftigen, die wir nur zwangsläufig zu unseren Lebensaufgaben machen. Wo wir aber auch immer stehen mögen, stets wird unsere Umgebung, stets werden die Umstände, unter denen wir arbeiten, maßgebend für den Erfolg sein, den wir zu erzielen vermögen.

Der wunderbare Aufschwung, den die deutsche Wirtschaft unter nationalsozialistischer Führung in den vergangenen fünf Jahren genommen hat, ist mit zum großen Teil dem Umstand zu verdanken gewesen, daß durch eine grundlegende Reorganisation der Betriebe den darin schaffenden Menschen die Freude am Werk wiedergegeben wurde, die notwendig ist, wo Höchstleistungen erzielt werden sollen. Ein Fabrikbetrieb ist kein Gefängnis. Licht, Luft und Sonne gehören hinein.

Eine Nahrungsmittelfabrik in Danzig-Oliva ist es, der wir einen kurzen Besuch machen. Von außen erscheint uns das Werk eher wie ein großartiges Privathaus, Parkanlagen umgeben es, in denen wir Tennisplätze und sonstige Sportanlagen entdecken. Im Inneren des mächtigen Hauses aber ist vor allen Dingen die geradezu peinliche Sauberkeit das besonders auffällige Merkmal. In allen Stockwerken des Hauses, das wir — dem Fabrikationsprozeß nachgehend — uns einmal ansehen, frohe Menschen in Räumen arbeitend, die ausschauen, als ob sie gerade eben erst erbaut worden sind. Und doch steht diese weltbekannte Backpulverfabrik schon seit vielen Jahren in Oliva, seit vielen Jahren gehen täglich viele zehntausend der bekannten kleinen Tüten mit dem „Hellen Kopf“ in alle Welt und seit vielen Jahren auch ist dieser Betrieb so mustergültig aufgebaut. Ohne direkte Berührung von Menschenhand — also im höchsten Grade hygienisch — wandert hier tagtäglich das Rohmaterial vom obersten Stockwerk des Hauses in den Kellerraum und auf diesem Wege durch eine Anzahl raffiniert gebauter Maschinen, die dem Pulver geheimnisvolle Essenzen beimengen und es fix und fertig in die kleinen Tüten packen, die jeder Hausfrau nur zu gut bekannt sind. Alles direkt mit den Erzeugnissen dieser Backpulverfabrik in Berührung kommende Verpackungsmaterial wird ebenfalls hier im eigenen Betrieb hergestellt, und jedes Gefolgschaftsmitglied ist außerdem zur größten Sauberkeit selbst angehalten. Eine eigene Wäscherei, in der die fabrikeigene Kleidung der Gefolgschaft gewaschen wird, und umfangreiche Badeanlagen im eigenen Hause dienen u. a. diesem Ziel.

Hinter dem an sich doch unscheinbaren Päckchen Backpulver von Dr. August Oetker, das wohl jeder von uns schon einmal in der Hand gehabt haben wird, verbirgt sich also ein Betrieb, der nicht nur sehenswert sondern darüber hinaus auch vorbildlich ist; denn hier in dieser Danziger Fabrik wurden alle Fragen so weit wie möglich gelöst, die nach nationalsozialistischen Grundsätzen an einen solchen Betrieb gestellt werden können. Genau so, wie jede Hausfrau ihre Freude an den Erzeugnissen der Fabrik haben soll, so soll auch jedes Gefolgschaftsmitglied Freude an der Mitarbeit in einem Werk haben, das seit vielen Jahren den guten Ruf deutscher Qualitätsarbeit noch zu erhöhen hilft.



„AMADA“
MARGARINE-WERKE
DANZIG

**Danziger
Wirtschaftszeitung**

Informationsorgan für alle Gebiete der osteuropäischen Wirtschaft mit den ständigen Beilagen: „Die Fachgruppe“ und „Danziger Juristenzeitung“. Erscheint halbmonatlich.

Herausgeber: Industrie- und Handelskammer zu Danzig
Verlag: „Der Danziger Vorposten“ G. m. b. H., Danzig

Wolf Herrmann

Inh.: **WALTHER SCHOENBERG**

Berlin-Charlottenburg 4, Leibnizstraße 60

Gegründet 1877. Telefon: C 2, Charlottenburg 1848-51
Telegr.-Adr.: Forstbetrieb

**Schwellen, Masten und
Stangen, Schnittmaterial**

DAS HAUS DAS SIE ANZIEHT-QUALITÄT LIEBET
VERKAUF AN JEDERMANN
BEGEDA
DANZIG-BREITGASSE 16
UND TROTZDEM BILLIGER IST-ALS SIE DENKEN

Herausgeber: **Wilhelm Jarste**

unter Mitwirkung von **Hans R. Wieje-Breslau** und **Dr. Karl Hans Fuchs-Danzig**.

Schriftleiter: **Dr. Karl Hans Fuchs** (verantwortlich für den Gesamteinhalt).

Verlag: **Der Danziger Vorposten G. m. b. H.** Geschäftsstelle der Schriftleitung: **Danzig, Vorstädtischer Graben 40.** Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Wilhelm Stephan.** Druck **H. Kafemann G. m. b. H., Danzig.** Auflage: 6000. Auslieferung für das Deutsche Reich und das Ausland (ohne Polen):

Berliner Geschäftsstelle des Danziger Vorposten, **Berlin W 8, Unter den Linden 40,** für die Freie Stadt **Danzig und Polen: „Danziger Vorposten-Buchhandlung“, Danzig, Langgasse 13.**

Sämtliche Zuschriften an die Geschäftsstelle, **Danzig, Vorstädtischer Graben 40** erbeten.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Preis des Einzelheftes: 1,50 RM (D. 1,50)

Bezugspreis: 3,50 RM vierteljährlich (D. 4,- vierteljährlich).

Beachten Sie den Hinweis auf Seite 77..